Theatralische Miscellen

zu

einem Taschenbuche

für

Schauspieler und Schauspielfreunde

gesammelt und herausgegeben

von

Conrad Ludwig Wunder.

Erster Jahrgang.

Dorpat,

gedruckt bei Johann Christian Schünmann.

1815.

BIBL. ACAD. DORPAT.

Der Druck dieſes Buches wird unter der Bedingung bewilligt, daß gleich nach dem Abdrucke und vor Herausgabe deſſelben ſieben Exemplare an dieſe Cenſur-Committée zur vorſchriftmäßigen Vertheilung eingeſandt werden.

Dorpat, den 9. December 1814.

Professor J. C. Moier, Cenſor.

Est.
[illegible] Raamatukogu
1184

I.

Theater in Reval.

Theater in Reval.

Das Theater in Reval, welches bei ſeiner jetzigen Verfaſſung gewiß zu den erſten deutſchen Bühnen gerechnet zu werden verdient, beſteht auf Actien, und wurde am 1ſten Februar 1809 eröffnet.

Schon in den Jahren 1760 bis 1770 beſuchten durchreiſende Geſellſchaften Reval, und ſchon damals bemerkte man ſehr deutlich die Liebe des Revalſchen Publikums für die dramatiſche Kunſt; denn es ſuchte und fand bei den Geſellſchaften Hundebergs in dem ſo ſehr beſchränkten Locale des St. Canuti-Gilde-Hauſes ꝛc. Erholung und Zerſtreuung. Späterhin machte Madame Tilly ihre abentheuerliche Reiſe nach St. Petersburg, und kam auf ihrem Rückzuge auch nach Reval. Hier machte ſie, da ſie viele Singſpiele gab, nicht nur gute Einnahmen, ſondern auch eine Senſation beim Publikum, woran aber weder die Vorzüge der Madame Tilly, noch we-

niger die Virtuosität der Mitglieder ihres Theaters Schuld waren, sondern die Neuheit, die allmächtigen Wirkungen der Zauberflöte, Don Juans, des rothen Käppchens ꝛc., und vor allen Dingen Nachsicht und Enthusiasmus fürs Theater, welche Charakterzug der Revalenser sind.

Ein bleibendes Theater zu besitzen, war jetzt der einstimmige Wunsch des ganzen Publikums; es wurde angekündigt und errichtet. Madame Tilly überließ, gegen eine jährliche Pacht, den größten Theil ihrer Garderobe, Musik und Bücher der neuen Direction, die damals aus dem Herrn Präsidenten von Ungnade, dem Herrn Secret. Chr. Riesemann, dem Herrn Banquier Sievers und dem Gelehrten Herrn Rode bestand. Herr Grüner aus Königsberg wurde als Regisseur engagirt, und kam im Oktober 1795, in Gesellschaft des Herrn Zeibig, nach Reval, nachdem er die Familie Mattstädt bereits voraus geschickt hatte.

Jetzt gingen die Vorstellungen ihren ungestörten Gang fort. Die besten Singspiele wurden einstudiert. Herr Ludwig Ohmann, (jetzt wieder bei der hiesigen Bühne engagirt)

der damals als Muſiker in Reval privatiſirte, trat zur Bühne und debütirte als Fabricio im Mädchen von Frascati mit Glück. Die Bühne beſaß an den Herren Grüner, Chriſtel, Heinze, Zeibig, den Familien Stolemers, Mattſtädt, Müller ꝛc., achtungswerthe Mitglieder, und würde gewiß ſehr gut beſtanden haben, wenn nicht im November 1796 der Tod der Kaiſerin Catharina und die vom Kaiſer Paul befohlne Trauer auf ein Jahr allen ſchönen Ausſichten, Planen und Erwartungen ein plötzliches Ende gemacht hätte.

Von dieſer Zeit an war das Revaler Theater unzähligen Veränderungen unterworfen. Bald übernahmen einzelne Mitglieder die Direction, als die Herren Rundthaler, Anton, Zeibig, von welchem Letztern die Committee der Actiengeſellſchaft die Direction wieder übernahm und bis zum Juli 1808 fortführte. Allein der beſchränkte Raum der Bühne ſowohl, als des Zuſchauerplatzes, (das Theater war nämlich im Börſenſaale des großen Gildehauſes) machte den Wunſch rege, ein größeres, bequemeres, und geſchmackvolleres Theaterhaus zu beſitzen. Der Plan dazu wurde entworfen und ausgeführt, der Actien-

fonds wurde vergrößert, 1807 der Bau angefangen, und an der Stelle einiger elenden Hütten ſtieg ein Phönix aus der Aſche, ein Prachtgebäude hervor, welches, da gewiß kein Koſtenaufwand geſpart wurde, eine große Zierde der Stadt ausmacht. Viele Mitglieder wurden theils von auswärtigen, theils von inländiſchen Bühnen verſchrieben, und am 1ſten Februar 1809 wurde bei gedrängt vollem Hauſe die Bühne mit einem Prolog vom Herrn Etatsrath von Kotzebue: Die beiden Zauberer, und mit dem Schauſpiel von Iffland: Alte Zeit und neue Zeit, eingeweiht.

Seit beinahe ſechs Jahren beſteht dieſe Bühne nun, und wird hoffentlich auch ferner beſtehen, da das Vergnügen des Theaters den Revalenſern gleichſam Bedürfniß geworden iſt. Leider hat dies Theater in dem Zeitraum von ſechs Jahren durch den Tod ſowohl, als durch Abgänge braver Mitglieder, bedeutende Verluſte erlitten, doch dagegen auch intereſſante Acquiſitionen gemacht. Kürzlich werde ich jetzt die Veränderungen bemerken, welche im Perſonale vom 1ſten Februar 1809 bis zum 1ſten Novbr. 1814 vorgefallen ſind.

Perſonalbeſtand bei Eröffnung des Theaters.

Herr und Madame Heintze, Herr und Madame Hoffmann, Herr und Mad. Maynzer, Dem. Hübſch, Herr Runge, (ſämmtlich von der vorigen Geſellſchaft) Herr und Mad. Piwko, Herr Steinbeck, Herr Biensfeldt, Herr Richter, Herr Hortian, Wunder, Herr Lundberg, Souffleur.

Dazu kamen im Februar:

Herr, Madame und Demoiſelle Krampe aus Danzig.

Herr Büchner, künftiger Regiſſeur, aus Hamburg.

Herr Ludwig Ohmann nebſt ſeiner Frau.
Herr Ohmann d. j.
Herr und Mad. Ackermann.
Madame Pöſchel, Demoiſ. Caroline und Amalie Pöſchel.
Herr Pöſchel.
Herr Wirſing.
Herr Werther.
} Sämmtlich aus Riga.

Herr Arnold aus Riga ſpielte mehrere Rollen als Gaſt.

Im Juni kamen an:

Herr und Mad. Zimmermann von Stettin.

Herr Hoffmann ging ab.

Herr Arnold ſpielte mehrere Gaſtrollen.

August.

Madame Kolve kam an aus Hamburg.

Demoiſ. Wirſing deb. als Antoinette in Lohn der Wahrheit.

October.

Herr Jordan (de la Serre) betrat zum erſtenmale die Bühne als: Volta im Intermezzo von Kotzebue.

1810.

Februar.

Demoiſelle Hübſch ging ab.

April.

Herr Steinbeck ging ab.

Mai.

Herr Heintze ſtarb.

Herr Lundberg ſtarb.

October.

Herr Gappmeyer ſpielte den Truffaldino im Diener zweier Herren, und den Sichel als Gaſt.

Demoiſelle Gappmeyer den kleinen Declamator als Gaſt.

November.

Herr Franck, den Ubaldo als Gaſt.

December.

Herr Franck, den Rentmeiſter Ruhberg als Gaſt.

1811.

Januar.

Herr Neuhaus, den Caſpar in den Schweſtern von Prag, wurde engagirt.

Herr Korop kam an.

Demoiſelle Sander, die Fanchon.

Herr Werther ging ab nach Riga.

Februar.

Herr Korop, den Minnewart, Sperling in den Kleinſtädtern, und die Proberollen, wurde engagirt.

April.

Herr Koppe, den Franz Bertram in Verſöhnung und den Lieutenant Stern im Spieler.

Demoiſ. Martini d. ä., Gretchen in den Verwandſchaften und die Elsbeth im Grafen von Burgund. } Wurden engagirt.

Demoiſ. Martini d. j., die junge Dirne im Grafen von Burgund. } Wurden engagirt.

Mai.

Herr Jordan ging ab.

Herr Schirmacher deb. als Ubaldo, als Bruno in Klara von Hoheneichen, und Oberförſter in den Jägern.

Mad. Wagner, die Klara von Hoheneichen.

Juni.

Mad. Wagner, Eulalia Meinau.

Herr Mengershauſen deb. als Gouverneur in Benjowsky, als Felseck in Fridolin, Chriſtiern in Guſtav Waſa, Oberförſter.

Herr Paulmann, Stepanoff in Benjowsky.

Juli.

Herr Paulmann, Tarar, wurde engagirt.

Herr Schirmacher ging ab.

December.

Herr Ciliax deb. als Eduard in Fanchon, Birken im Intermezzo, Sichel im Apotheker, und Ballamo im Spiegel von Arcadien.

Herr Plettner deb. als Auguſtin in Fanchon.

1812.

Januar.

Madame Ohmann, geb. Koch, ſtarb.

Mad. Zimmermann deb. als Lady Milford in Kabale und Liebe.

März.

Die bisherige Committee der Theaterverwaltung wurde, nach einem Beſchluß der Actionaire, aufgehoben, und dagegen eine Oberverwaltung gewählt. (Siehe weiter unten.) Herr Etatsrath v. Kotzebue übernahm die Direction; die von Herrn Büchner bisher geführte Regie wurde aufgehoben und vier Wöchner gewählt.

Mad. Lienau, Louiſe in Kabale und Liebe, Hulda im Donauweibchen.

Herr Grenberg deb. als Langſalm im Wirrwarr.

Mad. Hendel-Schütz, Medea.

April.

Mad. Schütz, Margareth in den Hageſtolzen, Maria Stuart, Octavia, Cephiſe in Scherz und Ernſt.

Herr Schütz, Burleigh, Cäſar in Octavia, Cleant in Scherz und Ernſt.

Herr Mengershauſen, Herr Runge } gingen ab.

Mai.

Herr und Madame Ackermann, Mad. u. beide Demoiſ. Pöſchel, Herr Biensfeldt } gingen ab.

Herr Hanszong deb. als Fazir.

Mad. Schütz gab ihre mimiſchen Darſtellungen.

August.

Demoiſ. Jobel d. å. (jetzt Mad. Paulmann) deb. als Azemia in den Wilden, und Joſeph in den beiden Savoyarden.

Demoiſ. Jobel d. j. (jetzt Mad. Ciliax) deb. als Irene im Camäleon, Laſarilla in der Zigeunerin, und als Pietro in den Savoyarden.

1813.

Januar.

Madame Martini ſtarb.

Madame Lesmann, die Räthin Warning im Epigramm.

Februar.

Herr Wirſing ging ab.

März.

Herr Weſſel, den jungen Klingsberg, Maſſeru und Mortimer, als Gaſt.

April.

Herr u. Madame Pöſchel, geb. Martini
Demoiſelle Martini
} gingen ab.

Juli.

Herr Lanſch deb. als Fritz Berg, in Welttou und Herzensgüte als Lorenz Starck, und Matz im Intermezzo.

Mad. Lanſch deb. als Königin in Lilla, als Elvira im Opferfeſt, und Landräthin Durlach in den Stricknadeln.

Herr Büchner, und

Madame Colve gingen ab.

August.

Herr Schwerin deb. als Unbekannter, als Lubino, und als Guſtav v. d. Ried in Tony.

Demoiſ. Schubert deb. als Eulalia Meinau, Emma von Falkenſtein und Johanna von Montfaucon.

Demoiſ. Schwach deb. als Blondchen in Belmonte und Conſtanze, als Margreth in den Hageſtolzen, und als Lene im luſtigen Schuſter.

September.

Herr Korop ging ab.

October.

Die Familie Schneider kam an.

Herr Schneider, der Vater, deb. als Muſikdirector.

Madame Schneider, Claudia im Apotheker, Elvira im Opferfeſt.

Demoiſ. Schneider, Pamina, Myrrha, Fanchon.

Herr Schneider, der Sohn, Peter in Menſchenhaß und Reue.

Madame Paczkowska deb. als Maria Stuart, Blanca in Bayard, Gräfin Orſina, Jungfrau von Orleans.

December.

Herr Etatsrath v. Kotzebue übergab die Direction dem Herrn von Knorring, und reiſete nach Königsberg ab.

1814.

Januar.

Herr und Madame Maynzer gingen ab.

April.

Herr Krampe wurde zum Vicedirector und Regiſſeur erwählt.

Juli.

Herr Paulmann ging ab.

Auguſt.

Herr Lesmann deb. als Wiburg in: Stille Waſſer ſind tief, als Franz Moor, und als Labrie in: Ein Tag in Paris.

Perſonal-Beſtand zu Ende Novembers 1814.

Oberverwaltung.

Se. Excellenz, der Herr General-Major und Ritter, Graf von Tiefenhauſen.
Herr Kollegienrath und Ritter v. Rieſemann.
Herr Landrath und Ritter von Stackelberg.
Vice-Director und Regiſſeur Herr J. C. Krampe.
Oekonomie-Inſpector Herr A. G. Rieſenkampf.
Buchhalter Herr Peter von Glehn.

Muſik-Director Herr G. Ab. Schneider.

Darſtellende Mitglieder nach alphabetiſcher Ordnung.

Männliche Mitglieder.

Hr. Aug. Ciliax deb. zu Magdeburg 1796.
— G. C. Grenberg — Reval 1802.

Das Orcheſter, welches in allen Inſtrumenten doppelt beſetzt iſt, iſt ebenfalls jährlich engagirt.

2.

Theater in Riga.

Theater in Riga.

(Im September eingeſandt.)

Seit dem Monat März 1814 hat Demoiſelle Emilie Herbſt die Direction des hieſigen Theaters auf drei Jahre übernommen; nachdem das Jahr vorher der Schauſpieler Feddersen einen ſehr einträglichen und glücklichen Verſuch damit gemacht hatte.

Die hier folgenden kleinen Notizen von unſerer Bühne beſchränken ſich für diesmal nur auf den kurzen Zeitraum von ſechs bis ſieben Monaten, nämlich vom März bis in die Mitte Septembers. Es würde ſich aber wirklich der Mühe lohnen, die von dem Zeitpunkte an, da der ſelige Director Meyrer die Leitung unſers Theaters gänzlich niederlegte, ſeit einigen Jahren ſo manichfaltigen Wechſel und Veränderungen, welche beinahe

ununterbrochen die hieſige Bühne erlitten, und die auch zugleich eine vielleicht gänzliche Auflöſung derſelben befürchten ließen, in öffentlichen Blättern mitzutheilen, und ſolche gehörig aus einander zu ſetzen.

Die raſtloſe Thätigkeit, der unermüdete Eifer der Demoiſelle Herbſt, die noch überdem bei allen Hinderniſſen, bei allen Schwierigkeiten, welche ſich bei ihrem Unternehmen bisher ſo häufig ihr entgegen ſtellten, einen wirklich männlichen Sinn und ein männliches Betragen verbindet, ſo wie der unermüdete Fleiß, der jederzeit gutwillige Dienſteifer ſämmtlicher Mitglieder des Theaters, laſſen uns für die Zukunft einen guten und glücklichen Fortgang dieſes einzigen öffentlichen Vergnügens Riga's hoffen! Denn es iſt übrigens durchaus kein Verdienſt, ein ganzes Jahr hindurch die Führung eines Theaters unter allen nur möglichen günſtigen Umſtänden und Verhältniſſen zu beſitzen (wiewohl ſolches im Jahr 1813 der ſehr ſeltene und glückliche Fall war!) und alsdann mit einer gewiſſen triumphirenden Miene, mit einem ſo behaglichen Selbſtgefühl wieder davon zurückzutreten, als ein ſolches öffent-

liches Geschäft, worauf stets Aller Augen gerichtet sind, und worüber so viele hundert verschiedene Ansichten und Meinungen herrschen, (wenn solche auch oftmals sehr unrichtig, und, so zu sagen, schief und krumm sind) — als ein solches öffentliches Geschäft, sage ich, unter eben nicht so günstigen Verhältnissen zu übernehmen, und welches bisher von Neid und Kabalen aller Art einem jungen Frauenzimmer so sehr erschwert wurde, dennoch mit rühmlichem Eifer und guten Muthes fortzusetzen und dabei auszuharren! Nur dieses hier zu bemerken, sei schon genug, um auf alle die übrigen Widerwärtigkeiten schließen zu können, welche Demoiselle Herbst zu bekämpfen hatte, daß nämlich in dem Laufe der ersten sechs Monate ihrer Direction vierzehn Mitglieder nach und nach die hiesige Bühne verlassen haben. Und dennoch hat alles dieses nicht die mindeste Störung für den Fortgang des Ganzen verursacht!

Am ersten März eröffnete Demoiselle Herbst ihre Direction mit einer Rede, welche eben so gefühlvoll als bescheiden abgefaßt war; darauf folgte die Oper: Fanchon.

Die jetzt noch fehlenden Rollenfächer wer-

den nun wohl in einigen Monaten wiederum alle beſetzt ſeyn, da gegenwärtig Demoiſelle Herbſt mit mehrern Künſtlern in Unterhandlungen ſteht.

Daß der Demoiſelle Herbſt recht bald belohnender Erſatz aller ihrer Anſtrengungen zu Theil werden möge, muß der aufrichtige Wunſch jedes Gutgeſinnten für dieſe öffentliche Anſtalt ſeyn, und das rigaſche Publikum ſelbſt müßte ſchon, in Rückſicht der bei hieſiger Bühne ſchon ſeit vielen Jahren angeſtellten verdienſtvollen Künſtler, thätig und willig dazu mitwirken, daß Demoiſelle Herbſt eine längere und glückliche Direction zu führen in Stand geſetzt würde, und zwar um ſo mehr, möchte ich ſagen, da ſich den Mitgliedern des hieſigen Theaters bis jetzt keine heitere und ſorgenloſe Zukunft für vieljährige geleiſtete Dienſte, für ſo viele froh gemachte Abende hier bei uns darbietet!

Möchte doch der Genius der Kunſt und der Menſchenliebe in unſerm ſo volkreichen und begüterten Riga endlich einen ſolchen ſchönen und rühmlichen Vorſatz mit Ernſt erwecken; dann würde bald wieder unſre Bühne mit andern in Deutſchland un-

unterbrochen wetteifern können, wenn jeder Schauspieler mit Ruhe für seine geleisteten Anstrengungen und seinen Fleiß in die spätern Tage seines theatralischen Wandels blicken dürfte.

Personalbestand der Rigaer Bühne.

Männliche Mitglieder:

Herr Fleischer, Regisseur,
— Looff,
— Porsch,
— Werther,
— Ackermann,
— Schönhuth,
— Franck,
— Freisleben,
— Büttner,
— Räder,
— Büchner,
— Paulmann,

Weibliche Mitglieder:

Demoiselle Emilie Herbst, Directrice,
Madame Mende,
—— Ackermann,
Franck,

Madame Colve,
Demoiſelle Schönhuth,
—— Beßel die ältere,
—— Beßel die jüngere,
—— Zuccarini,
—— Wangenheim,

In dem Finanzweſen, oder in den Kaſſengeſchäften des Theaters überhaupt, wird Demoiſelle Herbſt von ihrer Frau Mutter aſſiſtirt.

Muſik-Director Herr Eisrich.
Souffleur : — Fridrichſon.
Garderobier : — Homann.
Deſſen Gehülfe — Glaubitz.
Theatermeiſter — Egré. (geht ab.)
Theater-Friſeur — Eichler.
Theatermaler — Wippermann.
Theater-Secretair — Gimmerthal.
Kaſſirer : — Tatter.

Abgegangen ſind

im Monat März:

Herr Mengershauſen, Herr und Madame Rohloff, Madame Kunſt, (ehemalige Demoiſelle Schmidt) Herr und Madame Ritzler, Herr Lenke, Kaſſirer.

(Außer Mad. Kunſt, ſind Herr Mengershauſen, Hr. und Mad. Rohloff gegenwärtig in Stettin, Herr und Madame Ritzler in Danzig engagirt. Herr Lenke ging nach Berlin).

Im April:

Madame Egré und Demoiſelle Wiedemann.

Im Juli:

Herr Arnold, (nach Wien zurück) Herr Anton Dittmarſch, (nach Deutſchland) und Herr Werther (trat aber am 1. September ſein voriges Engagement hier wieder an).

Im Auguſt:

Herr und Madame Fedderſen, (jetzt in Königsberg engagirt, wo Herr Fedderſen zugleich die Stelle eines Regiſſeurs für's Schauſpiel bekleidet) und Hr. Lange (ebenfalls jetzt in Königsberg engagirt).

Neu engagirte Mitglieder.

Monat März.

Madame Colve, Demoiſelle Zuccarini, (früher bei der Revaler Bühne engagirt) Herr Räder, (kam von Liebau) Demoiſelle Philippine Beßel und Demoiſelle Henriette Beßel. (Erſtere war längere Zeit in St.

Petersburg, nachdem ſie ſchon unter der Direction des Herrn La Roche das hieſige Theater verlaſſen hatte. Letztere ging bei Herrn Feddersen ab, und war ſieben Monate von Riga abweſend).

Auguſt.

Herr Büchner und Herr Paulmann, (waren beide auch in Reval engagirt geweſen).

Gaſtrollen.

März.

Dienſtag den 3ten, die Ausſteuer. Herr Büchner, Rath Wallmann; Madame Colve, die Räthin. — Mittwoch den 4ten, das Strudelköpfchen. Demoiſelle Pöſchel d. ält., Bertha. — Donnerſtag den 5ten, Emilie Galotti. Demoiſelle Pöſchel d. ä., Emilie; Herr Büchner, Marinelli. — Sonntag den 8ten, Oberon. Demoiſelle Pöſchel d. ältere, Amande. — Dienſtag den 10ten, die Braut von Meſſina. Madame Colve, Donna Iſabella. — Donnerſtag den 12ten, der verbannte Amor. Herr Büchner, Profeſſor Erlenhof. — Sonntag den 15ten, das Donauweibchen, erſter Theil. Demoiſelle Pöſchel d. ä., Hulda. — Montag den 16ten,

zum Benefiz für Mad. Colve und Hrn. Büchner, zum erſten Male, die Mohrin. Madame Colve, Luzie. (Herr B. trat nicht hierin auf.) — Mittwoch den 18ten, die Mohrin wiederholt; Madame Colve nochmals die Luzie. — Montag den 30ſten, der Schutzgeiſt. Demoiſelle Pöſchel d. ä., Guido.

April.

Montag den 6ten, zum Benefiz für Dem. Pöſchel d. ält. zum erſten Male, die Zauberin Sidonia. Dem. Pöſchel, Sidonia.

Debüts.

März.

Mittwoch den 18ten, Herr Räder, Baſſiſt, ſang in den Zwiſchenakten zwei Arien: „In dieſen heil'gen Hallen," und eine Romanze aus dem Alten überall und nirgends: „Was ich nicht ſeh', das glaub' ich nicht."

April.

Mittwoch den 1ſten, Demoiſ. Zuccarini trat zum erſten Male in der kleinen Rolle der Sophie auf in der Oper in einem Akt: der erſte April. — Donnerſtag den 2ten, Demoiſelle Henriette Beßel trat wieder zum erſten Male auf im Räthſel, als Eliſe, in der

Schauſpielerin aus Liebe, als Eliſa von Sternenthal; Dienſtag den 7ten, im Landhaus an der Heerſtraße, als Rettchen, und dann Mittwoch den 8ten in der Zauberin Sidonia, als Sidonia. — Donnerſtag den 9ten. Dem. Philippine Beßel, in Eliſe Valberg, als Fürſtin. — Sonntag den 12ten. Herr Räder in Axur, als Artenio. — Dienſtag den 14ten. Dem. Philip. Beßel in Kabale und Liebe, als Louiſe; Donnerſtag den 16ten in der Oper Lehmann, als Ameline, und Dienſtag den 21ſten in der Oper: zwei Worte, als Roſa.

Auguſt.

Dienſtag den 4ten. Herr Paulmann im Schutzgeiſt, als König Berengar; Sonntag den 9ten, in Jakob und ſeine Söhne, als Simeon, und Sonntag den 16ten in der Sonnenjungfrau, als Rolla.

. . . . . n.

3.

Biographien.

Biographien.

Konrad Eckhoff,

Herzoglich Gothaischer Schauspieldirector.

Die Kunst des Schauspielers gehört zu den undankbarsten, und dies auch ohne Rücksicht auf seine äußere Lage, die ihm nicht einmal eine kärgliche Unterstützung im Alter sichert. Der Gedanke, der den Dichter, Maler, Bildhauer und fast jeden andern Künstler begeistert, und ihm Ersatz ist für durchwachte Nächte, für hingegebene Freuden des Lebens, der Gedanke: zu leben in seinen Werken bei der Nachwelt, noch fortzuwirken, auch wenn er selbst nicht mehr ist, lohnt dem Schauspieler nicht mit dem erhebenden Bewußtseyn, das er gewährt. Wir bewundern noch die Meisterwerke eines Raphael und Correggio; stehen mit trunkenem Entzücken vor den erhabenen Menschengestalten, die aus

der bildenden Hand der alten Künſtler entſprangen; wir ergötzen uns noch an Homer's Gemälden patriarchaliſcher Einfalt, hören noch die Natur im Theokrit, und lachen mit Luzian und Ariſtophanes über Gebrechen und Thorheiten der Menſchen. Und was blieb uns von Roſcius, Garrik, Baron, Preville, Eckhoff, Fleck und hundert andern ihrer Kunſtgenoſſen? Ihr Name, ihre Werke ſind nicht mehr. Das Feuer des Genies, das ſie erzeugte und belebte, konnte ihnen nicht mehr, als die Dauer eines Augenblickes ſichern. Selbſt der Nachhall der Empfindungen, die ſie einflößten, verlor ſich bald in den Seelen der Zuſchauer, und über dieſen engen Kreis erſtreckte ſich auch ihre Wirkung nicht. Garrik beſaß gewiß ſo viel Genie als Shakespeare; dieſer bildete bloße Formen, die jene beſeelte. Er mußte ringen mit dem Geiſte des Dichters, mit ihm eine Bahn fliegen, und oft vollenden, was dieſer nur andeuten konnte. Shakespeares Makbeth lebt, und wird leben; Garriks Makbeth — hörte auf zu ſeyn mit dem Augenblicke der Darſtellung.

Nichts bleibt dem Schauſpieler, beſonders dem deutſchen, als eine kleine Stelle in dem

Andenken der Wenigen, die seinen Werth zu schätzen wußten. Es ist Pflicht für uns, das Andenken solcher Männer zu erhalten, besonders wenn bei ihnen Genie und Sittlichkeit in so engem Bunde standen, wie bei Eckhoff. Man hat diesem großen Künstler die Ehrenbezeugungen bald des deutschen Roscius, bald des deutschen Garriks, bald des Vaters der deutschen Schauspielkunst, und gewiß nicht ohne Grund, beigelegt.

Konrad Eckhoff wurde am 12ten August 1720 zu Hamburg geboren. Sein Vater war ein hamburgischer Stadtsoldat, der nebenbei ein Handwerk trieb, und nachher zur Würde eines Lichtputzers bei Schönemann's Bühne erhoben ward. Eckhoff, der Sohn, hat nie, wie manche behaupten wollen, ehe er sich dem Theater widmete, ein Handwerk getrieben. Dieser in der Geschichte des deutschen Theaters so merkwürdige Mann war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er bei dem königlich schwedischen Postkommissair, nachmaligem schwedischen Gesandten N... in Hamburg, als Postschreiber in Dienst trat.

Eckhoff zeichnete sich bei diesem Geschäfte durch Fleiß und Ordnung aus. Als N... ei-

ner wichtigen Angelegenheit wegen mit seinem ersten Assistenten nach Stockholm verreisen mußte, übernahm Eckhoff während der Abwesenheit beider die Geschäfte allein, und besorgte sie zur völligen Zufriedenheit seines Herrn. Bald nach der Rückkunft von Schweden kam dieser auf den sonderbaren Einfall, seinem Konrad zuzumuthen: er solle am Sonntage, es war der folgende Tag, die Frau Postkommissairin mit der Kutsche in die Kirche begleiten, das heißt als Laquai hintenauf stehen. Eckhoff, der Postschreiber, wunderte sich nicht wenig über diese Zumuthung, und machte gegründete Einwendungen. Als aber sein Herr und Meister darauf bestand, erklärte er rundweg: er würde zwar seinem Befehle folgen, und in der seiner so unwürdigen Station hinter der Kutsche Madame begleiten, aber noch am nämlichen Abend sein Haus und seinen Dienst verlassen. Er hielt in beiden Stücken pünktlich Wort.

Bald darauf ward er Schreiber bei einem Advokaten in Schwerin. Dieser Sohn der Themis war ein erklärter Freund der Musen, liebte die schöne Literatur und besaß eine ansehnliche Bibliothek neuer, auch vorzüglich

theatraliſcher Schriften. Eckhoff fing an zu leſen, Geſchichtbücher, philoſophiſche Schriften, Romane, Theaterſtücke; ſo elend dieſe letztern größtentheils noch waren, ſo viel Anziehendes fand er darin für ſeinen Geſchmack. Und hier entſtand in ihm der Gedanke, Schauſpieler zu werden. In Schwerin ward er mit Schönemann bekannt, trat zu ſeiner Geſellſchaft und debütirte bei ihr im J. 1740.

Eckhoff war von der Natur mit großen Talenten für die Bühne ausgeſtattet, und es gelang ihm, durch Nachdenken und anhaltenden Fleiß dieſe Talente immer mehr auszubilden. Er hatte weder vor noch neben ſich ein Muſter, nach welchem er ſich bildete, ſondern ward alles durch und aus ſich ſelbſt. Eckhoff war der erſte deutſche Schauſpieler, welcher, der Natur durchaus getreu, Darſteller des Lebens heißen konnte. Die Schauſpieler vor und manche neben ihm, die größtentheils durch Haupt- und Staats-Actionen, Stücke aus dem Stegreif und Burlesken, die Lieblingsſpeiſen des damaligen Publikums, verbildet waren, hatten mehr oder weniger von der Unnatur und Uebertriebenheit im Spiel, welche jene Stücke und der Geſchmack der

Zeiten üblich und beinahe nothwendig machten, beibehalten, und nur wenigen gelang es, sich bei den regelmäßigen Bühnen von jenen eingewurzelten Fehlern loszureißen. Bei der Neuberschen Bühne sah man allen Schauspielern den Zwang an, mit welchem sie Würde und edlen Anstand, vorzüglich in tragischen Rollen, auszudrücken versuchten. Auch bei Schönemann's Schauspielern ward noch manche Spur steifer Gestikulation und affektirter Sprache sichtbar.

Eckhoff traf zuerst das wahre Maaß der Nachahmung auf der Bühne; sein sicheres, naturgetreues Spiel brachte die theatralische Kunst auf einen hohen Gipfel. Mit allen Eigenheiten und Nüancen faßte er jeden darzustellenden Charakter, und stellte ihn bis zu einem hohen Grade der Täuschung dar. In der Action des Gesichts, wie des stummen Spiels, brachte er es sehr weit; man konnte auf ihn anwenden, was Noverre in seinen Lettres sur la danse von Garrik sagte: er hatte für jede Rolle ein eigenes Gesicht.

Eckhoff war gleich groß im Soccus wie im Kothurn; und wenn einige Schriftsteller seiner Kunst das Tragische und das Fach der

zärtlichen Alten als ſein Hauptfach beſtimmen wollen, ſo entſcheidet eine große Anzahl ſeiner Lobredner für ſeine Stärke in komiſchen Rollen, vorzüglich in den Molièreſchen und Goldoniſchen Stücken. Sein Wuchs war eben nicht vortheilhaft für die theatraliſche Darſtellung; er hatte hohe Schultern, und überdem einen Fehler an den Beinen: ſehr dicke hervorſtehende Knöchel. Unpartheiiſche Beurtheiler geben ihm aber das Zeugniß, daß er dieſe, für einen Schauſpieler nichts weniger als unbedeutenden Fehler zwar nicht immer, doch oft, und in den meiſten Rollen durchaus, vor dem Publikum zu verbergen wußte. Auch fehlte es Eckhoff an einem völlig treuen Gedächtniß; doch dies ſo weſentliche Erforderniß des Schauſpielers, gut zu memoriren, wußte er durch unermüdete Anſtrengung ſich mehr und mehr eigen zu machen. Er memorirte ſchwer, nicht nachläſſig, wie viele unſerer Theaterhelden älterer und neuerer Zeit. Auch machte die Wahrheit ſeines Spiels und Ausdrucks ſelbſt in kleinen Rollen (er ſpielte ſelbſt zu Leſſings Zeiten in Hamburg mitunter Nebenrollen) jenen Fehler minder bemerklich.

Allgemein war die Achtung, die dieſer

treffliche Menſchendarſteller auf der Bühne, in den angeſehenſten deutſchen Städten, beſonders in einer langen Reihe von Jahren in Hamburg genoß. Zuletzt ward er Schauſpieldirector in Gotha, und hier ſtarb er am 16ten Junius 1778 im 58ſten Jahre an einer Bruſtkrankheit, die ihm ein paar Jahre lang zugeſetzt hatte.

Eine ungemeine Kenntniß des menſchlichen Herzens und ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften; die mancherlei menſchlichen Sitten, die Erziehung, Stand, Würde und Beſchäftigung gewähren; die Leichtigkeit des Gefühls, wodurch er ſich in jede Lage der Perſon, die er vorſtellte, hinein zu verſetzen wußte; eine kräftige, volle, biegſame Stimme, die Furcht und Schrecken, Mitleid, Thränen und Traurigkeit eben ſo leicht, als Freude, Luſt und Lachen erregen konnte; Feuer und Richtigkeit der Sprache und Deklamation; das Regelmäßige, Natürliche, Paſſende in der Action; die Kunſt, die Geberden und das Tragen des Körpers nach Erforderniß einer jeden Rolle umzuwandeln, die er in dem höchſten Grade und bis zum Unkenntlichmachen beſaß; kurz, alles vereinigte ſich in Eckhoff, ihn zum Ro-

ſcius der Deutſchen zu erheben. Seinem Geſchäfte als Director ſtand er mit einer gewiſſenhaften Pünktlichkeit vor. Als Gelehrter betrachtet, war er ein vortreflicher, nachdrücklicher Redner, ſeine Kenntniſſe verbreiteten ſich über ſeine Kunſt hinaus; ein guter Dichter und kritiſcher Kenner der deutſchen Sprache, die er kräftig und gut ſchrieb.

Eckhoff als Menſch verdient eben die hohe Achtung, die ihm als Künſtler gebührt. Auch außer der Bühne zeichnete er ſich überall durch ein würdiges Betragen im Umgange aus. Es gereicht den Hamburgern zur wahren Ehre, daß ſie dieſen Mann ſchätzten, weil er Schätzung verdiente. Er hatte in verſchiedenen angeſehenen Kaufmannshäuſern freien Zutritt, ward in Familien, die zum Theil noch jetzt blühen, mit damals ungewöhnlicher Unterſcheidung und Achtung aufgenommen. Aber Eckhoff war auch ſo ganz frei von jenem eitlen Künſtlerſtolz, der viele Schauſpieler außer der Bühne widerlich macht: er war anſpruchslos, offen, frei und zutraulich.

Man hat ſo viel und oft über die geringe Achtung geklagt, womit andere Stände der bürgerlichen Geſellſchaft den Schauſpieler-

ſtand anſehen und von ſich entfernt halten. Man ſollte dieſe Klage, ſo gerecht ſie ſeyn mag, nicht ohne Einſchränkung äußern. Oft, ſehr oft ſind die Schauſpieler, die man auf der Bühne als große Künſtler ſchätzt, ſelbſt daran Schuld, daß man, (auch ohne von dem verhaßten Vorurtheile gegen den Stand des Schauſpielers eingenommen zu ſeyn) ihren Umgang weder ſucht noch liebt. Manche ſind, theils durch den Eigendünkel, theils durch den ihnen geſtreuten Weihrauch, bethört, der Meinung, daß ſie dem guten, braven Bürger, der ſie auch im häuslichen Umgange gern ſchätzen möchte, eine Ehre zu erzeigen glauben, wenn ſie ſich zu ihm und ſeinem Umgange — herablaſſen. Und das eben kann der gute, brave Bürger nicht vertragen. — Eckhoff's wahres, naturgetreues Spiel entzwang ſelbſt den verhärtetſten Verehrern unnatürlicher Künſteleien der Afterkünſtler Achtung für die Kunſt und den Künſtler, und ſeine ordentliche Lebensweiſe, ſeine Anſpruchloſigkeit, Lernbegier und Zuvorkommenheit im Umgange machten ihn auch als Menſch denen, die ſich ihm näherten und ſeines Umganges genoſſen, ſchätzbar. Viele Gelehrten ſchätz-

ten ſeinen Umgang, und der berühmte Reimarus unterhielt ſich oft mit ihm als Freund.

Daß Eckhoff ein geſitteter, ordnungsliebender Mann war, dies Zeugniß geben ihm Alle, die ihn in Hamburg kannten, mit ihm in engerer oder weiterer Verbindung ſtanden. Auch ſetzen einige hinzu, er war ein fleißiger Kirchengänger, und mochte ſich gern mit Freunden über das Gehörte unterhalten. — In dem Hauſe eines der angeſehenſten Banquiers in Hamburg fand ſich Eckhoff, wenn er aus der Hauptpredigt kam, gewöhnlich zum Frühſtück ein, und wenn er in eben dieſem Hauſe, wo man ihn wie einen Sohn und Bruder liebte, die Einladung zum Mittagseſſen annahm, ward eine Schüſſel mehr angerichtet. — Auch ſolche kleine Züge und Vorfälle in dem Leben eines großen Mannes, die zur Charakteriſtik deſſelben und zu dem Verhältniſſe beitragen, in welchem er mit ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, ſind wichtig.

Johann Friedrich Ferdinand Fleck,

Schauspieler und Regisseur beim königl. Nationaltheater in Berlin.

Die Natur hat nur wenig Individuen zu mimischen Künstlern ersehen. Dem einen gab sie bei dem reinsten und hellsten Organe, bei dem glücklichsten Gedächtnisse, bei Geschmack und Verstande, und bei den angenehmsten Gesichtszügen einen übelgewachsenen Körper; dem andern bei allen übrigen Talenten eine unfolgsame Zunge, oder auffallende Häßlichkeit des Gesichts, die ihn nur für eine besondere Art Rollen höchstens fähig macht; einem dritten bei allen übrigen Vollkommenheiten eine unüberwindliche Blödigkeit, oder eine Ungelenkigkeit des Körpers, die kein Kunstfleiß, keine Belehrung, keine Anstrengung überwindet; und endlich sehr vielen alle äußerlichen körperlichen Gaben, ein gutes treues Gedächtniß, aber kein Genie. In den meisten andern Fächern lehrt ein überwiegendes Talent den Mangel des andern vergessen; aber die Bühne fordert mit unerbittlicher Strenge Gelehrsamkeit und Geschmack, Schönheit der einzelnen Theile und des ganzen Körpers, Folgsamkeit jeder Muskel, Gedächtniß, Ge-

gegenwart des Geiſtes, große Selbſtüberwindung, Verſtand und eine feſte Geſundheit — und alle dieſe Vollkommenheiten ſind nur erſt nothwendige Pertinenzſtücke zum Künſtlergenie. Welche Eigenſchaften faßt dieſes einzige Wort in ſich! Schönheitsſinn, großes Abſtractions-Vermögen, Erfindungskraft, Reflectionsgabe, und, als Produkt wieder von dieſen, Darſtellung in der ſchönſten, edelſten Form. Auch das Künſtlergenie ſelbſt iſt nur die Bedingung. Zur vollendeten Größe endlich muß der mühſamſte Fleiß treten.

Fleck war einer von den wenigen Lieblingen der Natur, der, mit allen dieſen Erforderniſſen von ihr beſchenkt, ſich als Schauſpieler verherrlicht hat. Er wurde am 12ten Januar 1757 zu Breslau geboren, wo ſein Vater, den er aber ſchon im Jugendalter verlor, die Stelle eines Rathmannes bekleidete. Seine Aeltern waren beiderſeits ſehr religiös, und daher kam es, daß er von ſeinem Vater zum Theologen beſtimmt ward. Der Ernſt, der faſt immer auf ſeinem Geſichte ruhte, war vielleicht eine Frucht der frommen Erziehung und der vielfachen Unterhaltungen über Gegenſtände der Religion. Der Körper

des Knaben Fleck wurde von Tag zu Tage ſtärker und nervigter, ſeine Figur edel und männlich, und ſein Geſicht hatte Schönheit und Charakter.

Die geiſtige Bildung erhielt er auf dem Magdalenen-Gymnaſium in Breslau. Sein Vater hatte ihn dieſer Anſtalt zur Vorbereitung auf die Univerſität anvertraut. Hier vorzüglich äußerte ſich ſchon ſein Talent, mit Würde, Natur und Anmuth zu ſprechen; er zeichnete ſich in den auf der Schule üblichen Deklamationsſtunden aus, und man bewunderte damals ſchon ſein glückliches Organ, das Stärke, Deutlichkeit und die lieblichſte Modulation in ſich faßte. Er ſoll auch damals ſchon darnach geſtrebt haben, bei kleinen dramatiſchen Vorſtellungen, die man hie und da in der Stadt gab, Rollen zu erhalten. Nachdem er in Geſellſchaft einiger Freunde eine Fußreiſe durch's Gebirge gemacht hatte, bezog er im 19ten Jahre, Oſtern 1776, mit guten Schulkenntniſſen verſehen, die Univerſität Halle. Einige Freunde und Verwandte in Breslau hatten ihn, da ſein väterliches Erbe faſt gar nichts betrug, mit Gelde unterſtützt, und er brachte den feſten Vorſatz mit auf die Akade-

mie, ein guter Theolog zu werden. Sein Studium verlor aber bald allen Reiz für ihn; er fing deshalb an, nachläſſig im Beſuchen der Vorleſungen zu werden, und fand viel mehr Geſchmack an den Ergötzlichkeiten der in Halle ſtudirenden Jugend, unter der er bald eben ſo geachtet als geliebt war. So lange ſeine kleine Baarſchaft hinreichte, zeigte er ſich uneigennützig gegen ſeine Kameraden, mehr freundſchaftlich, als vorſichtig, mehr groß-müthig, als häuslich. Beſonders behaglich für ſeinen zur Freundſchaft und Mittheilung geneigten Charakter waren ihm die damals auf den Univerſitäten noch ſehr gebräuchlichen Commerce, und wenn etwas unter ſeinen Kameraden beſchloſſen und überlegt werden ſollte, ſo warf er ſich zum Sprecher auf. Er pflegte dann gewöhnlich in ſeine Reden viel Pathos zu legen, und ſeine Freunde hörten ihn ſehr gern. Wenn ſeine Reden und Gründe nichts fruchten wollten, ſo pflegte er heftig zu werden, und ſein jugendliches Feuer entlockte ihm beleidigende Aeußerungen, wodurch er ſich einmal auch in ein Duell verwickelte.

In dieſer Zeit wuchs ſeine Liebe zum Thea-

ter immer mehr, und als er ein und ein Vierteljahr in Halle gewesen war, wanderte er nach Leipzig, wo sich gerade der bekannte Brandes, als Director der Dresdner Hofschauspielergesellschaft, aufhielt. An diesen wandte er sich, wurde aber nicht angenommen. Da er ohne Geld war, so hätte er in kurzem wieder nach Halle zurückgehen müssen, wenn es ihm nicht ein ganz unerwarteter Zufall möglich gemacht hätte, länger in Leipzig zu bleiben, und so zu seinem Zwecke zu gelangen. Auf einem Spaziergange, den er, über sein Schicksal nachdenkend, anstellte, näherte sich ihm ein junger Mann und fragte ihn, ob er nicht ein Schlesier wäre? Als er dies bejahte, fuhr der Fremde fort: „Sind sie nicht aus Breslau?" — Ja! — „Heißen Sie nicht Fleck?" — Ja! — „Um Gotteswillen, Ferdinand! rief der Unbekannte, wie kommen Sie hieher?" — Fleck's etwas kümmerliche Kleidung bewog den Mann wahrscheinlich zu dieser Exklamation. Es war der ehemalige Schreiber seines verstorbenen Vaters, der hernach die Handlung erlernt, und damals Eigenthümer eines Gasthofes war, zu dessen Besitz er durch die Heirath mit einer jungen

Wittwe gelangte. Fleck hatte den gutmüthigen Mann kaum mit seinen Verhältnissen und Zwecken bekannt gemacht, als er von ihm mit nach Hause genommen wurde, und eine Wohnung und Beköstigung erhielt.

Fleck hatte in Leipzig die Gewogenheit der Madame Brandes sich zu erwerben gewußt, und diese bewog ihren Mann, ihn wenigstens in Hinsicht seiner Fähigkeiten für die Bühne zu prüfen. Brandes nahm ein Buch, und ließ Fleck daraus eine Stelle deklamiren. Dieser nahm alle Kraft zusammen, um die Eigenschaften geltend zu machen, welche die Natur in seine Stimme gelegt hatte, und Brandes, der so etwas Ungewöhnliches bei dem jungen Menschen gar nicht erwartet hatte, wurde überrascht und engagirte ihn — freilich nur mit zwei Thalern wöchentlich.

Im Jahre 1777 betrat Fleck zum ersten Male, in seinem 20sten Jahre, die Bühne, und machte viel Sensation. Vorzüglich hatte er Madame Brandes durch sein Spiel sehr eingenommen, die ihn deshalb auch, wann er Mangel litt, thätig unterstützte.

Das Heldenfach war eigentlich das Element, in dem Fleck sich groß zeigte. Unter

ГПБ Казанского

Brandes Direction mußte er einige Jahre lang in Dresden und Leipzig Liebhaberrollen darstellen, in denen er sich zwar auszeichnete, aber nicht mit seiner ganzen Kraft wirken konnte. Schröder's glänzender Ruf in Hamburg, und ein Theater, das dieser seltene Mann dort dirigirte, welches unstreitig unter allen deutschen Bühnen damals das erste genannt werden konnte, zogen Fleck, der ernstlich auf Vervollkommnung seiner Kunst bedacht war, mächtig an sich. Er wandte sich an Schröder, der sich auch gleich bereit erklärte, ihn zu engagiren, und von seinen Talenten die beste Meinung hegte. Ein Beweis, wie viel er ihm zutraute, ist unstreitig der, daß Fleck einige Rollen übernehmen mußte, worin Schröder selbst geglänzt hatte, und das Publikum verkannte seine Verdienste nicht. Vorzüglich errang er als König Lear ungetheilten und lauten Beifall. Mit Kenntnissen bereichert, die seine großen mimischen Anlagen zur wahren Kunst umgeschaffen hatten, verließ er ums Jahr 1784 die Hamburger Bühne, und kam unter vortheilhaften Bedingungen zur Döbbelin'schen Gesellschaft nach Berlin. Hier verflossen ihm ein paar sehr traurige

Jahre, da die Finanzen des Directors ziemlich in Unordnung gerathen waren, und Fleck von dem Dämon der Hypochondrie gefoltert wurde. Er verließ nun das Theater ganz, und verlebte etwa ein halbes Jahr bei einigen Bekannten auf dem Lande in der Gegend von Freienwalde. Sorgloſigkeit, ſtarke Bewegung, eine regelmäßige Lebensart und das Glück, welches Fleck immer im Genuſſe der ſchönen Natur fand, gaben ihm bald ſeine verlornen Kräfte wieder, und machten es ihm möglich, mit Energie zu ſeiner theatraliſchen Laufbahn zurück zu kehren.

Unter Döbbelin's Direction hatte Fleck die erſten und wichtigſten Rollen mit allgemeinem Beifalle vorgetragen, und ſich durch ſeine mannichfaltigen Kenntniſſe über alles, was das Theater betraf, viel Achtung erworben. Daher wurde er, als Berlin im Jahre 1786 ein Nationaltheater erhielt, Regiſſeur deſſelben, und blieb es bis an ſeinen Tod. Er verwaltete dieſes Amt mit Ehre und Geſchicklichkeit, und trug nicht wenig zur Kultivirung der dramatiſchen Kunſt in Berlin bei. Als Künſtler ſtieg jetzt ſchon ſein Ruhm auf's höchſte. Den Otto von Wittelsbach, Fiesko, Karl Moor,

Makbeth, so wie den Oberförster in den Jägern, spielte er, Schröder'n ausgenommen, einzig. Sein wöchentlicher Gehalt war, außer einigen Gratifikationen, 36 Thaler, als Regisseur hatte er jährlich 300 Thaler, und eine Benefiz-Vorstellung, die ihm leicht doppelt so viel einbringen mochte. Jetzt kam Ordnung in seine Finanzen, und er wählte im August 1793 eine junge Schauspielerin zur Lebensgefährtin, deren Talente unter seiner Leitung immer mehr ausgebildet wurden.

Im Jahre 1796 wurde Iffland Director des Berlinischen Nationaltheaters. Sein großer Ruf war diesem verdienten Manne schon vorangegangen. Die Zuschauer erstickten sich beinahe im Gedränge, wann er auftrat, und er war besonders in der edlern Komik den Berlinern eine, auf ihrer Bühne nie gesehene Erscheinung. Fleck hatte Scharfblick genug, die Wirkung zu berechnen, die Iffland's Spiel hervorbringen mußte. Die Talente dieses Mannes machten ihm eben sowohl sein Fach und seine Kunst werther, als sie ihm Besorgniß für seinen eigenen Namen zu erregen im Stande waren. Die stärksten Beweggründe also für seinen edlen Stolz,

den rühmlichſten Wetteifer zur Anſpannung aller Kräfte zu erwecken. Fleck konnte als Schauſpieler was er wollte, Iffland wollte, wann er auftrat, immer was er konnte, und er konnte erſchüttern, rühren, in Bewunderung ſetzen, zum Lachen bewegen, wie es die Rolle mit ſich brachte. Welch ein Kampf mußte das werden, bei ſolchen Nebenbuhlern! — Das Publikum vergaß jedesmal den Abtretenden über den Erſcheinenden, und ſtanden beide einander gegenüber, ſo fürchtete es den Augenblick, wo der Vorhang vor ihnen herabfiel. Zu einem entſcheidenden Ausſpruche konnte das Publikum nicht kommen, denn beide Künſtler gingen eigene, ganz verſchiedene Wege, und es war vielleicht kein anderer Punkt zu finden, wo ſie zuſammentrafen, als daß ſie beide große Künſtler waren.

Fleck mußte nur zu früh die ſchöne Laufbahn verlaſſen, die er ſo glücklich wandelte. Ohngefähr im Herbſte 1798 fing er an, über eine Spannung im Unterleibe und große Schmerzen im Kreuze zu klagen. Das Uebel nahm tagtäglich zu, und verhinderte ihn zuletzt, das Theater zu betreten. Er mußte im

Herbste 1799 eine fürchterliche Operation aus-
halten, bei der er einen bewunderungswürdi-
gen Heldenmuth bewies. Als er nach seiner
Genesung wieder das Theater betrat, em-
pfing ihn das gedrängt volle Haus mit toben-
der Freude. Doch die Freude war von kurzer
Dauer, denn bald mußte er auf immer der
Bühne entsagen, weil der Keim des Todes
in seinem Innern lag. Nach langwierigen
Schmerzen verschied er am 20sten December
1801.

Natur und Studium hatten sich vereinigt,
um aus Fleck einen vortrefflichen Schauspie-
ler zu bilden. Alle Theile seines Körpers
formirten zusammen ein schönes Ganzes. Die
Form seines Kopfes war mehr lang als rund;
seine Stirn breit und genialisch, sein Auge
groß und feurig, voll Charakter in jedem
Blicke, und wie sein Haar, das den Kopf,
ohne alle Kunst, anmuthig bekleidete, schwarz.
Eben so schwarze Augenbraunen, die die weiße
Stirne sehr verschönerten, gaben dem Kopfe
viel Majestät. Nicht minder schön waren
Nase, Mund und Kinn; das letztere zierte
ein starker, dunkler Bart, der den Charakter
der Männlichkeit besonders ausdrückte. Der

Hals war ſtark und ganz beſonders ſchön. Von dem Glanze eines aſiatiſchen Fürſtenſtaates umgeben, drehte ſich dieſer Hals ſo ſanft oder heftig, ſprach in jeder Bewegung Liebe oder Zorn, und Eiferſucht und Stolz ſo deutlich aus, daß ein junger Künſtler nicht ſeine Zuflucht zu griechiſchen Antiken zu nehmen brauchte, um die ſchönſte Form eines Halſes nachzubilden. Sein Gang hatte jedes Mal ganz das Gepräge ſeiner Rolle; ſo wie überhaupt ſeine Perſonalität in ſeinem Spiel nie durchſchimmerte, ſo war auch ſein Schritt von dem Gange in ſeinem gewöhnlichen Leben ſehr verſchieden. In beiden herrſchte jedoch Natur, nur daß er, nach Maaßgabe der darzuſtellenden Rolle, die ihm angeborne Würde mehr oder weniger zu erheben ſuchte. Seine Stimme, mehr Barriton als Baß, hatte einen ſehr großen Umfang, Stärke und Wohlklang; war langſam, ohne je ſingend zu werden, und des Ausdrucks einer jeden Leidenſchaft fähig. Fleck rührte und erſchütterte mit ſeinem Organe, wie er wollte und mußte; vorzüglich gelang ihm auch tiefe, edle Schwärmerei. Dann hatte ſein Ton etwas ſo unbeſchreiblich Inniges, Herzangreifendes und

Theilnahme Erregendes, daß auch die Augen der Männer in Thränen schwammen. Die Natur hatte Fleck auch eine schöne Sprache verliehen. Deutlichkeit, selbst in der höchsten Spannung des leidenschaftlichen Gefühls, überzeugte von der Vortrefflichkeit seiner Sprachorgane, und jeder dumpf ausgestoßene Laut, im zurückgehaltenen Schmerze, tönte ebenfalls verständlich aus dem Munde heraus.

So lange der Schauspieler mühsam Worte und Perioden aus seinem Gedächtnisse hervorrufen muß, wird es ihm nicht möglich seyn, an die Kunst zu denken. Alle Anstrengung der Seele wird nur darauf gerichtet seyn, keinen Unsinn zu sagen, oder die Verlegenheit zu vermeiden, gar nichts sagen zu können. Fleck war hierin sehr glücklich. Er memorirte seine Rollen überaus leicht, obgleich das Loos ihn fast immer traf, die längsten einstudiren zu müssen, und der Menge seiner Rollen ungeachtet hatte sein Gedächtniß auch noch immer Raum genug, eine Menge von Ideen und Sachen zu fassen, die ihm bei einer großen Lectüre interessant wurden. Daher kam es dann auch, daß er sich seinem Spiele je-

des Mal mit ſo ganzer Seele hingeben durfte, indem er überzeugt war, ſein treues Gedächtniß werde ihn nicht verlaſſen. Eine andere große, und dem Schauſpieler unentbehrliche innere Eigenſchaft Fleck's war ſeine feurige und lebendige Phantaſie. In großen, erhabenen und furchtbaren Scenen, wo Schrecken und Entſetzen auszudrücken war, kam ihm dieſe Phantaſie ſehr zu Hülfe, und ſein gebildeter Schönheitsſinn machte es ihm leicht, das Eigenthümliche einer jeden Rolle erſt heraus zu finden, das weniger Ausgezeichnete dieſem Eigenthümlichen, ſo viel als möglich, nahe zu führen, und dann die Darſtellung von ſeiner eigenen Perſonalität nach allen Kräften zu trennen. In keiner Rolle glänzte er mehr, als in Schiller's Wallenſtein. Die Tiefe und Größe dieſes Charakters, ſeine tragiſche Würde und die edle rythmiſche Diction entſprachen völlig dem Ideal, daß ſich Fleck ſchon längſt in ſeinem Geiſte von einer Rolle entworfen hatte, die ihm die höchſte Anſtrengung koſten, aber auch ſeine Apotheoſe herbeiführen ſollte. Er lebte für dieſen Charakter, konnte ſich ſtundenlang von dieſem Stücke unterhalten, ohne zu ermüden,

und hielt es für das erhabenste Kunstwerk und das bewährteste Dokument deutscher Größe. Es war kein Zug in Wallenstein, der nicht seinem Genie und seinen persönlichen Eigenschaften völlig entsprach; er war für ihn geschrieben, und ist auch vielleicht mit ihm gestorben.

4.

Miscellen.

Miscellen.

Zwei Briefe über den Schauspielerstand.

Der Eine ist von Lekain an einen jungen Mann in Paris, der Andere von Iffland an den Herausgeber dieser Miscellen geschrieben, welche beide große Lust hatten, Schauspieler zu werden, und von jenen großen Künstlern Rath und Belehrung erwarteten. Der Leser wird ohne Fingerzeig die Uebereinstimmung bemerken, mit welcher Lekain im Jahr 1777 und Iffland 24 Jahre später über ihren Stand urtheilen.

I.

Paris, den 29. Novbr. 1777.

Ich habe hundert Ursachen, mein Herr, die es mir unmöglich machen, Ihnen bei der Wahl ihres künftigen Standes zu rathen. Die erste und stärkste ist wohl die Zurückgezogenheit, in der ich jetzt lebe, und die mich

außer Stand ſetzen würde, Sie in Ihrer Laufbahn zu leiten, oder ihnen den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Die zweite, daß ich noch nie einem Jüngling gerathen habe, irgend einen Stand zu verlaſſen, um Schauſpieler zu werden. Wer für dieſen geboren wurde, folgt dem Antriebe ſeines Geiſtes, und fragt Niemand um Rath. Wer aber nur Geſchmack für dieſe ſchwere, ſeltene und ſo ſehr herabgewürdigte Kunſt hat, der bedenke einen Schritt wohl, von dem das Glück oder Unglück ſeines Lebens abhängt. — Ich, mein Herr, kann dieſe Ueberlegung Ihnen nicht aufdringen, denn ich bin kein Mentor der Jugend; Ihre vertrauten Freunde, Ihre erfahrnen Verwandte müſſen das thun. Sie ſcheinen mir zu brav und zu intereſſant, als daß ich nicht ganz freimüthig mit Ihnen ſprechen ſollte. Ich bitte Sie, laſſen Sie noch einige Zeit verfließen, ehe Sie Ihr Vorhaben ausführen. Sie ſehen jetzt nur die Blumen dieſes reizenden Standes; aber Sie kennen deſſen Dornen nicht. Wer iſt ſtärker als ich von ihnen verwundet worden! und doch geſteht man mir einiges Verdienſt zu. Was hat nun nicht erſt der zu erwarten, der nach Ruhm

läuft und ihn vielleicht nie erreicht? — Zwar giebt es ein Mittel, ihn zu erlangen: Arroganz und Unverschämtheit; aber Sie scheinen mir unfähig, sich eines solchen Mittels zu bedienen. — Dies, mein Herr, hat meine Achtung für Sie mir eingegeben. Ich redete zu Ihnen wie zu meinem Sohne, und ich überlasse Sie jetzt Ihren eigenen Betrachtungen.

Lekain.

2.

Berlin, den 30. Decbr. 1801.

Nicht leicht habe ich mich in so großer Verlegenheit befunden, als jetzt, da vielleicht mein Rath die Entscheidung vollenden kann, ob Sie die Bühne wählen und betreten, oder ob Sie ihr entsagen sollen.

Ihr Talent für die Schauspielkunst ist entschieden. Darüber findet kein Zweifel bei mir Statt. Aber in diesem Fache, wie in jedem, kommt es auf das glückliche Zusammentreffen einer unendlichen Menge von Nebenumständen an, um vorhersagen zu können, ob Ihr Talent so gestellt seyn werde, daß

Sie nie Urſache finden, Ihre Wahl zu bereuen.

Sie haben Empfindung, richtiges Gefühl und Reizbarkeit, Gefühl des Schicklichen; aber Sie bedürfen der Leitung eines ſehr ſorgfältigen Directors, der Ihr Talent liebt, und dafür ſorgt, daß ihre Vortheile in's Licht geſetzt, Ihre Nachtheile vermieden werden. Wer kann Ihnen bürgen, daß Sie gerade den finden? Was kann Sie ſichern, daß das Schickſal Sie nicht gerade dem Gegentheil zuführt und ſo Sie vernichtet? Wer kann mir ſagen, ob nicht ſo Ihre Anlagen, durch Ermüdung und Unmuth vermindert, erſtickt werden?

Das ſind aber die Umſtände, welche Ihre Wahl beſtimmen müſſen. Unter ähnlichen Nachtheilen fing ich an. Tauſend Hinderniſſe warfen mich zurück. Bloß meiner glühenden Kunſtliebe verdanke ich — zugleich meiner faſt eigenſinnigen Beharrlichkeit — daß ich nicht ſitzen geblieben bin. Ich ahndete alle Nachtheile, die jedem Rathgeber billig hätten entſcheiden müſſen, mich von der Bühne zu weiſen. Aber eben deswegen war ich ſorgfältig bemüht, Niemand um Rath zu fragen. Das

Feuer in mir ſtürmte zu ſeinem Zweck. Aus mir ſelbſt nahm ich die Kraft, die ablodernde Flamme zu nähren, anzufachen.

Ein Zufall hat dieſe Unvorſichtigkeit begünſtigt, mein unermüdeter Fleiß hat ſie gut gemacht. — Bin ich aber deshalb berechtigt, Ihnen das im Mannesalter anzurathen, was mir als wildem Knaben geglückt iſt? Oder bin ich berechtigt, zu Ihrem entſchiedenen Talente zu ſagen: Sie möchten es nicht benutzen?

Dieſe Unentſchiedenheit liegt Theils in meinen zunehmenden Jahren, Theils in der Beſorgniß, einen Rath geben zu können, der vielleicht Ihre Familie bekümmern möchte, und endlich in der Natur und Art des Schauſpielerſtandes, der nicht, wie andere Stände, vom Fleiß allein abhängt, ſondern die Zuſtimmung des Publikums bedarf.

Sehen Sie in dieſen Aeußerungen Liebe für Ihr Glück, Achtung für Ihr Talent und Ihre Familie.

Iffland.

Ein Comödien-Zettel aus vorigen Zeiten.

Mit allergnädigſter Bewilligung
werden
heute Freitag d: 7ten October A. 1727
die
von Ihro Königl. Maj. in Preuſſen
privil. Hof-Comödianten
eine
Haupt- und Staats-Action
aus dem Spaniſchen überſetzt
aufführen
welche ſich betittult
La virtu del Sangue
oder:
Die Tugend des Geblüths.
Mit Arlequin einem närriſchen Hofmeiſter
und dummen Meuchelmörder.

Inhalt der Action.

Fernando, Kronprinz von Arragonien, wurde von ſeinem Oberhofmeiſter Diego in ſeiner zarteſten Jugend, vor der Wuth ſeines Vaters des verrätheriſchen Erneſto, welcher die Königl. Familie auszurotten, und den Thron zu behaupten bemühet war, in Si-

cherheit gebracht und in Caſtilien zwiſchen Klippen in einer verborgenen Wohnung aufgezogen. Ungeachtet ihm ſeine Geburth ſelbſt unbekannt war, ſo wirkte doch ſein edles Geblüth, daß er ſich ſeines beſchwerlichen Aufenthaltes entriſſen, um durch ſeine Tugend und Tapferkeit ſich der Welt anſehnlich zu machen, wie er denn auch das Glücke hatte, bei dem erſten Ausgang aus ſeiner Höhle, die Infantin von Caſtilien von räuberiſchen Händen zu erretten. Eleonora liebte den Beſchützer ihrer Ehre, und Erhalter ihres Lebens und nahm ihn mit ſich nach Hof, alwo er lauter Proben ſeines hohen Geiſtes ablegte. —

Das Uebrige wird die Action zeigen.

Unterredende Perſonen.

Eleonora, Infantin von Caſtilien.

Irene, Infantin von Arragonien, Schweſter des:

Fernando, Kronprinz von Arragonien, unter dem Namen Arideno.

Rudolpho, Alphonſo } beide in Eleonoren verliebt.

Diego, Oberhofmeiſter des Fernando.
Arlequin, ein Bedienter der Eleonora.
Zwey Räuber.
Königl. Wache.

Auszierungen des Theatri.

1. Wald, mit einigen Bergen, in welchen ſich Arideno aus ſeiner Wohnung losbricht.
2. Zimmer der Eleonora.
3. Zimmer der Irene.
4. Königl. Garten.
5. Kampfplatz.

Bey jeder Action werden unſre Sängerinnen ſich eifrigſt angelegen ſein laſſen, ein hohes Auditorium mit galanten Arien beſtens zu contentiren. Und nach Endigung der Vor-Action wird allezeit eine Nachkomödi oder ein Tanz den Beſchluß machen.

Der Schauplatz iſt im Altſtädtſchen Junkergarten.

5.

Prologe und Epilog.

Prologe und Epilog.

Prolog,

am Krönungstage Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexander I.

den 15ten September 1810,

geſprochen

von

Herrn Zimmermann.

Es ſchließet ſich die heitre Göttin Freude
Nicht in die ſtolzen Säle Reicher ein;
Zwar glänzet ſie wohl dort im feſtlichen Geſchmeide,
Doch dauernd wird ſie nur bei'm fleiß'gen Bürger ſeyn.

Sie mag wohl dort im vollen Glanze thronen,
Wo prächt'ger Ueberfluß den Sohn des Glücks umgiebt;
Doch lieber kehrt ſie ein, und bleibend wird ſie wohnen,
Wo reger Fleiß die muntern Kräfte übt.

Wo in dem heil'gen Schutz von ſichernden Geſetzen
Sich Bürger des errungnen Wohlſtands freun;
Wo nichts die Freude ſtört, und nichts ſie darf verletzen,
Da wird der Menſch, da wird ſein Glück gedeihn!

Ein ſolches Glück in angemeſſ'nen Bildern
Soll euch die Schauſpielkunſt im heut'gen Stücke ſchildern *).
Und da dies Glück uns in der Wirklichkeit umgiebt,
Weil Alexander Seines Staates Bürger liebt;
So iſt der heut'ge Tag ein Feſt für Millionen,
In nahen und entfernten Zonen,
Die unter Seinem Schutz des Bürgerglücks ſich freun,
Und regen Danks Gefühl dem milden Herrſcher weihn!

Nicht bloß in glänzenden Palläſten
Bringt Ihm die Freude Opfer dar;
Es iſt dem Einzigen, dem Beſten
Ein jedes glücklich Haus ein dankender Altar.
Noch lange möge Er Rutheniens Schutzgeiſt ſeyn!
Ihn Seiner Bürger Glück, uns Seine Huld erfreun!

*) Es wurde an dieſem Tage Babo's Bürgerglück gegeben.

Prolog,

bei

Gelegenheit des erſten Beſuchs Sr. Durchl.
des Herrn Erbprinzen
Auguſt von Oldenburg
im Theater zu Reval,
geſprochen
von
Herrn Zimmermann.

Was giebt dem Künſtler Muth? — Was ſpornt ihn an, zu ringen nach dem hohen Ziele, das, fern im goldnen Strahlenkranze des Parnaſſes, Thalia und Melpomene, und ſie die Liederfürſtin Erato, ihm zeigen? — Was ſtärkt den Sinkenden, wenn er vergebens die Tiefen des Gemüths, die inn're Welt, die grenzenlos die Bruſt des Menſchen füllt, mit Glanz und Wahrheit darzuſtellen kämpft? — Wer iſt der Genius, der ihn belebt? Es iſt der Beifall und der Schutz der Macht; nur wo Mäcene walten, blüht die Kunſt. Drum Heil uns! daß ein edler Fürſt, in deſſen Erlauchtem Hauſe Kunſt und Wiſſenſchaft im Sturm der Zeit ein ſich're

Obdach fanden, die kleine Bühne zu beſuchen würdigt. — O möcht' es uns gelingen! mögten wir dem hohen Ernſte ſeines Lebens, durch das Spiel der heitern Kunſt, des Beifalls beglückend Lächeln abgewinnen können! Uns ſchmückte dann des Künſtlers ſchönſter Lohn!

Epilog,

unmittelbar nach dem Schluſſe des Schauſpieles: Poſcharsky und Minin, geſprochen am 11ten Auguſt 1812

von

Herrn Zimmermann.

Und ewig — unvergänglich — hohen Ruhm
Den großen Namen Minin und Poſcharsky! —

Aus längſt entflohener Jahrhunderte
Glanzvoller Nacht ſtrahlt immer noch ihr Bild,
Ein herrlich Zweigeſtirn, hervor, und zündet
In jedes treuen Unterthanen Bruſt
Der Vaterlandes-Liebe edles Feuer,
Daß es empor zu edlen Flammen ſchläge.

Denn ſteht nicht jetzt, wie einſt, ein zahllos Heer
Von fremden Nationen mächtig da,
Des Reiches heil'ge Gränzen zu beſtürmen?
Schwingt nicht ſein blitzend Schwerdt der Welt-
erſtürmer,
Der Sklavenführer unterjochter Völker,
Mit frevelhafter, kühner Hand: und droht
Dem uralt-feſten Throne unſrer Herrſcher?

Vergebens droht er! Ha! vergebens ſtehn
Die Sklavenheere, die ihm folgen, da!
Er hat ja ſchon erfahren, was ein Volk,
Ein edles, tapfres Volk, das frohen Muthes
Für ſeinen Kaiſer, für die heiligen Altäre,
Für Recht und Pflicht und ſtilles Bürgerglück
Sein Blut verſpritzt, ſein Leben freudig opfert, —
Was ſolch' ein Volk vermag! Er ſoll es ferner
noch!
Denn ſo wie Minin, wie Poſcharsky, wird,
So weit der Scepter Alexanders reicht,
Ein jeder treuer Unterthan ſich ſelbſt
Zur Schutzwehr ſtellen für das Heilige,
Der theuern Gattin und der zarten Kinder
Nicht achten, und das Koſtbarſte, was ihm
Glück oder Fleiß verlieh, gern am bedrohten
Altar des Vaterland's und willig niederlegen!
O! es iſt ſüß und ehrenvoll zu ſterben
Für Alexandern, für das Vaterland!
Denn noch im Kampf des letzten Augenblickes
Stärkt uns der Siegesruf: Es lebe unſer Kaiſer!
Es lebe Alexander!

Eine Stimme.

Auf, ihr Brüder, es verkünde
Laut im ernſten Chor ein Lied,
Welch Gefühl im treuen Buſen
Eines jeden Ruſſen glüht!

Chor.

Für Altar und Recht zu kämpfen,
Hinzuſinken für den Thron,
Für das Vaterland zu ſterben
Iſt des Lebens ſchönſter Lohn!

6.

Anecdoten.

Anecdoten.

1.

Der Schauſpieler L. in Manheim hatte ſich einige gutherzige Menſchen zuſammengeſucht, welche ihn als Karl Moor herausrufen ſollten. Die Dankrede verlor er den Tag zuvor aus der Taſche; man theilte ſich Abſchriften mit, und ſprach ſie eben ſo richtig im Parterre nach, als jener ſie vom Theater recitirte.

2.

Als vor mehreren Jahren die Rigaſche Schauſpielergeſellſchaft in Mitau ſpielte, waren eines Abends ein Paar Landleute, die zum Johannis-Markt nach der Stadt gekommen waren, im Theater, in welchem das Kotze-

bueſche Schauſpiel: Bayard, gegeben wurde. Als das Stück ſich ſeinem Ende näherte, rückte einer derſelben näher zu dem andern, und es entſpann ſich folgendes Geſpräch:

A. Iſt denn die Geſchichte wahr?

B. Ja freilich, ſie iſt ja gedruckt.

A. Wo hat ſie ſich denn zugetragen?

B. Mein Gott, Herr Bruder, haſt du denn nicht auf dem Zettel geleſen? — In Jamben.

A. So! ſo!

3.

Eine Schauſpielerin im Oeſterreichiſchen ſang in einer Arie ſtatt: grüne Auen, „grüne Augen.“ — Als der Director ſie corrigirte, antwortete ſie: I weiß wohl, aber i hob' n' Catharr.

4.

Der Schauſpiel-Director Döbbelin befand ſich oft mit ſeiner Kaſſe in ſehr ſchlech-

ten Umſtänden. Folgende Anecdote macht auf eine tragi-komiſche Art ſeinen Zuſtand anſchaulich.

Ein Tänzer, der bei Döbbelin engagirt war, pflegte alle Freitage, wo er ſeine wöchentliche Gage erhalten ſollte, mit dem ganzen Heer ſeiner Gläubiger zum bedrängten Director zu kommen. Er ließ ſie dann unten vor dem Hauſe ſtehen, um Döbbelin deſto eher zu bewegen, ihn vorzüglich und zuerſt zu befriedigen.

Eines Freitags kam derſelbe Zug, wie gewöhnlich, in Proceſſion vor ſeine Thür, und Döbbelin, deſſen Kaſſe dies Mal leerer als je war, riß bei dem Andringen des ungeſtümen Mahners den Fenſterflügel auf, und brüllte in die Straße hinaus: „O du mein Jeſus! du wurdeſt doch nur einen Freitag gekreuzigt — mich kreuzigen ſie alle Freitage!“

5.

Madame M. in R. hatte in dem Schauſpiele: Die Heimkehr, von Iffland, zu ſagen: „Kommen Sie, mein Herr, dieſe

Glasthür bringt uns in den Garten.“ Sie ſagte es aber folgendermaßen: „Kommen Sie, mein Herr, (und zu einem Bedienten befehlend:) Dieſe Glasthür bringt uns in den Garten!

7.

Zwei Vettern für einen.

Luſtſpiel in einem Akt

von

Hrn. L. J. v. Knorring.

Perſonen:

Emilie von Waller.
Louiſe, ihr Kammermädchen.
Adler, Intendant ihres Schloſſes.
Ferdinand.
Theodor.

Zwei Vettern für einen.

Luſtſpiel in einem Akt.

Zimmer der Frau von Waller in deren Schloſſe. Eine Mittelthüre und zwei Seitenthüren. Ein Fenſter, welches aufgemacht werden kann. Zwei Portraits in Lebensgröße, einen Ritter und eine Dame vorſtellend, hängen zu beiden Seiten der Mittelthür. Erſteres bedeckt eine verborgene Thür.

Erſte Scene.

Adler, bald darauf Louiſe.

(Er kommt durch die verborgene Thür leiſe herein.)

Noch alles ſtill — — Es iſt doch ſo gar früh nicht mehr. (Er ſchleicht zu einer Seitenthür und ſieht durch's Schlüſſelloch.) Das ſchläft noch in guter Ruh. (Er ſieht durchs Schlüſſelloch der andern Thür.) Ebenfalls! (Er öffnet die verborgene Thür.) Nur herein, Mamſell Louiſe, wir ſind ganz ſicher.

Louiſe.

(Tritt herein.)

Adler.

Ich muß Ihnen doch das Arrangement zeigen, das ich gleichſam in der größten Geſchwindigkeit —

Louiſe.

O ich weiß, ſo etwas iſt ganz Ihre Sache.

Adler.

Ein Schloß-Intendant muß ſich auf dergleichen verſtehen, wie eine Kammerjungfer aufs Haubenſtecken.

Louiſe.

Ich räume Ihnen gern den Vorzug ein.

Adler.

Sehen Sie, dieſe alten Gemälde habe ich vom Boden herunter bringen laſſen.

Louiſe.

Pfui, der häßliche Kerl mit ſeinem Schnurrbart —

Adler.

Leiſtet uns hier gute Dienſte. Er bedeckt gerade dieſe Thür, die uns ſehr zu Statten kommen wird. Der Symmetrie wegen habe ich dort die Dame aufgehängt —

Louiſe.

Wie unbarmherzig iſt die Zeit mit dieſen Reizen umgegangen!

Adler.

Ein memento mori!

Louiſe.

In dieſen Zimmern alſo ſchlafen unſere Gäſte?

Adler.

In guter Ruh, und ahnden nicht, was ſie mir für Mühe gemacht haben.

Louiſe.

Gewiß, Herr Adler, Sie verdienen vielen Dank.

Adler.

Ohne mich zu rühmen, aber — wenn ich nicht geweſen wäre —

Louiſe.

Freilich!

Adler.

Die gnädige Frau wüßte vielleicht nicht einmal, daß ihr Herr Couſin noch lebt.

Louiſe.

Wohl möglich.

Adler.

Und was für genaue, was für umſtändliche Nachrichten hat ſie nicht durch mich erhalten?

Louiſe.

Oder durch Ihren Herrn Bruder in Frankfurt!

Adler.

Freilich, mein Bruder iſt ein Kaufmann, der in der ganzen Welt ſeine Correſpondenten hat, aber wer ihm den Auftrag ertheilte, von dem Aufenthalte und der Lebensweiſe des Herrn von Holm Erkundigung einzuziehen —

Louiſe.

Waren Sie.

Adler.

Ich habe viele Briefe deshalb ſchreiben müſſen.

Louiſe.

Die Mühe hat Sie doch nicht verdroſſen?

Adler.

Bewahre Gott! Für eine ſo vortreffliche Dame, wie Frau von Waller, die gleichſam die Güte ſelbſt iſt —

Louiſe.

Ja wohl. Wenn's von ihr abhinge, ſo wäre alle Welt froh und glücklich.

Adler.

Ohne ſie zu rühmen, aber ihre Theilnahme an dem Schickſale jedes Nothleidenden —

Louiſe.

Geht ſo weit, daß Sie im Stande wäre, den Couſin unbekannter Weiſe zu heirathen.

Adler.

Unbekannter Weiſe nun wohl eben nicht. Wir wiſſen ja ſo manches Gute von ihm.

Louiſe.

Das wohl, aber ſie hat ihn ja noch nicht geſehn.

Adler.

Nun, das Vergnügen kann ſie bald haben.

Louiſe.

Sie will ſich ja aber nicht zeigen.

Adler.

Das weiß ich wohl — und darum (auf das Portrait zeigend) habe ich hier in der Bruſt des Ritters eine kleine Oeffnung gemacht, durch welche man ſehen kann.

Louiſe.

Ach, Herr Adler, wie viel Verdienſt würden Sie um unſer Geſchlecht haben, wenn Sie es mit allen Männern ſo machten!

Adler.

Ich zweifle doch, daß es den Weibern viel nützen würde.

Louiſe.

Warum nicht?

Adler.

Weil ſie vermuthlich doch nur das ſehen würden, was ihnen ſchmeichelt.

Louiſe.

Ich habe keine Zeit zu disputiren. Alſo durch dieſe Oeffnung —

Adler.

Kann man ſehen und hören. Und damit die Herren fürs Erſte in dieſem Zimmer bleiben, habe ich die Thür da (auf die Mittelthür deutend) abgeſchloſſen.

Louiſe.

Vortrefflich! dann erfahren wir auch wohl bald, welcher von beiden der Couſin iſt.

Adler.

Ja, ſonderbar, daß die Herren ſich alle beide Holm nennen, da es doch bekanntlich nur einen Herrn von Holm giebt.

Louiſe.

O, wir wollen bald dahinter kommen, welcher der rechte iſt.

Adler.

Hoffentlich.

Louiſe.

Gut, daß wir ſie hier haben.

Adler.

Nicht wahr?

Louiſe.

Die gnädige Frau hat auch eine rechte Freude gehabt, als ich ihr bei'm Erwachen erzählte, daß die Liſt gelungen ſey.

Adler.

Ja, ohne mich zu rühmen, aber — an mir iſt gleichſam ein Polizei-Miniſter verlohren gegangen.

Louiſe.

Wie haben Sie es denn eigentlich angefangen?

Adler.

Das wird Ihnen dieſer Brief von meinem Bruder, den ich bei der Gelegenheit erhielt, am beſten ſagen.

(er lieſt:) „In Erwiederung Deines Geehrten vom 24ſten passati, in welchem Du „mir den Auftrag ertheilſt, auf die Ankunft des Herrn von Holm ein wachſames „Auge zu haben, und ihn, wo möglich, „auf Euer Schloß zu ſpediren, ohne daß „er es wiſſe, wo er ſich befindet, dienet

„Dir andurch freundlichſt, daß vor einigen „Tagen zwei junge Leute, ſo ſich die Ge„brüder von Holm nennen, hieſelbſt zu „Fuße angekommen und im Hirſch abgetre„ten ſind. Durch einen Bekannten bei der „Polizei iſt es mir gelungen, zu erfahren, „daß ſie heute ihre Reiſe nach Caſſel fort„ſetzen wollen, wo ſie vermuthlich die Frau „v. Waller zu finden hoffen, weil ich dem „Herrn v. Holm aufgetragenermaßen in „Rom die Nachricht geben ließ, daß ſie ſich „dort aufhalte. Ich habe hier einen pfiffi„gen Kerl für fünf Gulden, womit ich „Dich debitire, willig gemacht, daß er ſich „vor dem Thore zu ihnen geſellen, und „gleichfalls nach Caſſel zu gehen vorgeben „wird. Unter dem Vorwande, ihnen ei„nen kürzern Weg zu zeigen, wird er ſie „irre führen, und endlich auf Euer Schloß „bringen. — Wünſche richtigen Empfang, „und verbleibe Dein dienſtwilliger“ —

Louiſe.

Scharmant!

Adler.

Der Menſch hat ſeine 5 Gulden redlich

verdient, und ich habe ihm noch ein Trink-geld dazu gegeben.

Louiſe.

Ei, das war generös.

Adler.

Ja, hören Sie nur, wie klug er alles ausgeführt hat. Als unſre Reiſenden, nach langem Hin- und Hergehen im Dunkeln, endlich ein Licht erblicken, ſo erbietet er ſich voraus zu gehen, und um ein Nachtlager zu bitten, bringt mir den Brief, und ich habe noch Zeit, meine Anſtalten zu ihrem Empfang zu machen.

Louiſe.

Sollten ſie wirklich niemanden im Schloſſe bemerkt haben?

Adler.

Keine Seele. Der Plan der gnädigen Frau wird auf's pünktlichſte executirt. Niemand darf ſich ſehen laſſen.

Louiſe.

Es muß den Herren doch ſonderbar vorkommen —

Adler.

In einem unbewohnten Schloſſe ſo gut aufgenommen zu werden.

Louiſe.

Wie ſehen ſie denn aus?

Adler.

Ein paar hübſche junge Leute.

Louiſe.

Sie haben ſie doch auch ſprechen gehört?

Adler.

Bis ſie ſchlafen gingen.

Louiſe.

Und konnten nicht herausbringen, wer der rechte iſt?

Adler.

Nicht möglich. — Sie nannten ſich einander Ferdinand und Theodor.

Louiſe.

Und der Couſin heißt? —

Adler.

Weder Theodor noch Ferdinand.

Louiſe.

Ihre Kleidung iſt wohl etwas ärmlich?

Adler.

Wie ſie bei Leuten zu ſeyn pflegt, die ihre ganze Habe bei ſich tragen.

Louiſe.

Ein eigenes Schickſal, daß ein ſo reicher Mann ſo arm ſeyn muß.

Adler.

Und ſo leicht wieder reich werden kann.

Louiſe.

Wenn er die Couſine heirathet,

Adler.

Die ihm ſein eigenes Vermögen als Brautſchatz zubringt.

Louiſe.

Wie doch der alte Herr von Holm dazu gekommen iſt, ein ſo ſonderbares Teſtament zu machen?

Adler.

Er hat ſich dieſe Heirath in den Kopf geſetzt.

Louiſe.

Und der junge Herr mochte vermuthlich keine Frau, die er nicht kannte.

Adler.

Darum wollte er ihn durch die Verordnung zwingen, daß er nur als Gemahl der Couſine Anſpruch auf die Erbſchaft machen könne.

Louiſe.

Sie iſt ſehr anſehnlich.

Adler.

Das ſollte ich meinen.

Louiſe.

Und kömmt die Heirath nicht zu Stande —

Adler.

Dann bleibt das ganze ſchöne Vermögen bei der frommen Stiftung, zu deren Beſten es jetzt verwaltet wird.

Louiſe.

Als der Alte ſtarb —

Adler.

Da hätte der junge Herr ſich vielleicht in den väterlichen Willen gefügt —

Louiſe.

Aber die Couſine war plötzlich mit einem andern verheirathet,

Adler.

Auf Befehl der ſeligen Mama.

Louiſe.

Die ließ ſich von der vornehmen Verwandtſchaft blenden.

Adler.

Das war's. Und darum brach ſie ihr Wort, das ſie dem Bruder gegeben hatte.

Louiſe.

Wie der arme Herr v. Holm ſich bei der Nachricht erſchreckt haben mag!

Adler.

Deſto größer wird ſeine Freude geweſen ſeyn, als er in Rom, durch meine Veranſtaltung, den Tod des Herrn v. Waller erfuhr.

Louiſe.

Das glaube ich.

Adler.

Er reiſte gleich darauf ab.

(Man hört Geräuſch.)

Louiſe.

Hören Sie? — Ich glaube die Herren ſind erwacht.

Adler.

(Sieht durch's Schlüſſelloch.) Herr Ferdinand kleidet ſich bereits an. — Fort, ehe ſie uns überraſchen! (Er öffnet die verborgene Thür.)

Louiſe.

(An Ferdinand's Thür mit tiefer Stimme:) Ferdinand!

Ferdinand.

(Inwendig:) Was giebt's?

Louiſe.

(Eben ſo an Theodor's Thüre:) Theodor!

Theodor.

(Inwendig:) Sogleich!

(Louiſe und Adler gehen durch die verborgene Thür ab.)

Zweite Scene.

Ferdinand. Theodor.

Ferdinand.

Hier bin ich.

Theodor.

Was willſt Du?

Ferdinand.

Du riefſt mich.

Theodor.

Umgekehrt, Du riefſt mich.

Ferdinand.

Ich glaube Du träumſt noch. Haſt Du nicht mit lauter Stimme Ferdinand gerufen?

Theodor.

Haſt Du nicht hier an meiner Thür Theodor gerufen?

Ferdinand.

Ich begreife. — Es ſind die Geiſter geweſen, die dieſes Zauberſchloß bewohnen.

Theodor.

Wir haben uns immer Abentheuer gewünſcht.

Ferdinand.

Der Wunſch iſt erfüllt.

Theodor.

Und ſo vollkommen wie möglich. Glaubſt Du nicht in Oberon's und Titanie'ns Welt verſetzt zu ſeyn?

Ferdinand.

Irgend eine Fee hat ſich in uns verliebt.

Theodor.

Du wirſt nicht grauſam ſeyn.

Ferdinand.

Wer weiß. — Aber ſollten wir denn gar kein menſchliches Weſen entdecken können? — Laß uns doch das ganze Schloß durchſuchen. — (Er will zur Mittelthür hinaus.) Was? — was Teufel? — Die Thür iſt verſchloſſen.

Theodor.

(Lachend.) Die Fee fürchtet, Du würdeſt ihr davon laufen.

Ferdinand.

Uns einzuſperren! — das iſt denn doch zu arg.

Theodor.

Du wirſt doch nicht den Muth verlieren?

Ferdinand.

Das nicht, aber die Geduld, wenn der Spaß lange dauert.

Theodor.

Was fehlt uns denn? nimmt man uns nicht gut auf?

Ferdinand.

Beſſer als im Hirſch, das iſt nicht zu leugnen. — Das Souper —

Theodor.

Hier war es ſervirt, auf zwei Perſonen, gerade als hätte man uns erwartet.

Ferdinand.

Es müſſen doch Menſchen hier geweſen ſeyn, die abgeräumt haben.

Theodor.

Oder Geiſter. — Meines Bettes brauchte ich ein Domherr nicht zu ſchämen.

Ferdinand.

In meinem hätte ein Kardinal liegen können. — Aber was fangen wir denn nun an?

Theodor.

Ich denke, wir arbeiten an unſerm Tagebuche!

Ferdinand.

Richtig!

Theodor.

Aurora musis amica.

Ferdinand.

Dieſe Morgenſtunde ſoll für ganz Deutſchland Gold im Munde haben.

Theodor.

Fühlſt Du dich aufgelegt?

Ferdinand.

Vollkommen! — Zwar vorher noch — ein kleines Frühſtück, wäre nicht zu verachten.

Theodor.

Kaffee?

Ferdinand.

Oder Chocolade mit Bisquit.

Theodor.

Wir wollen arbeiten, vielleicht tiſchen die Geiſter unterdeſſen auf.

Ferdinand

Wir ſind ein wenig faul geweſen.

Theodor.

Ja, wir haben's immer aufgeſchoben.

Ferdinand.

Wo blieben wir doch ſtehen?

Theodor.

(Holt aus der Buſentaſche Papiere hervor.) Seit unſerer Abreiſe von Rom, iſt nichts fertig.

Ferdinand.

Aber Du haſt doch die Hauptbegebenheiten —

Theodor.

Mit einigen Worten hier auf den Rand geſchrieben.

Ferdinand.

— Das Uebrige ſetzen wir aus dem Gedächtniß hinzu.

Theodor.

Du haſt Feder und Tinte in Deinem Mantelſack.

Ferdinand.

Sogleich. Höre — das Werk wird Aufſehen machen. — Der originelle Styl! — Das kömmt auf die Nachwelt.

Theodor.

Wie ſollte es nicht, da Du Theil daran haſt.

Ferdinand.

Und wird aus der Heirath mit der Couſine nichts, ſo haben wir daran einen Freund in der Noth. — Wir verkaufen das Manuſcript an einen Buchhändler —

Theodor.

Und leben von unſerm Lebenslauf.

Ferdinand.

Muſik und Malerei werden dann nur zum Vergnügen getrieben.

Theodor.

Bis der Lebenslauf verzehrt iſt.

Ferdinand.

Laß doch hören, was Du aufgezeichnet haſt.

(Sie ſetzen ſich an einen Tiſch, mit den Rücken gegen die verborgene Thür.)

Theodor.

(Blätternd.) Sogleich!

Ferdinand.

Oder fange doch lieber von der Stelle an, wo wir uns entſchließen, Rom zu verlaſſen. Sie iſt von mir, und ich glaube, ſie iſt mir gelungen.

Theodor.

(Blätternd.) Meinſt Du die: „Wir trafen uns bei der Porta del Popolo —

Ferdinand.

Ganz recht, wo das Geſpräch vorkömmt.

Theodor.

(Leſend.) „Wir trafen uns bei der Porta del Popolo. Es war einer der ſchönſten Abende des ſüdlichen Himmels. Wir gingen lange

ſchweigend neben einander fort. Endlich entſpann ſich folgendes Geſpräch unter uns."

Ferdinand.

Gieb Acht, was der Dialog hier für Wirkung thut, wie ſehr die Lebhaftigkeit der Darſtellung durch dieſe Form gewinnt. — Wir müſſen Sie öfter anwenden.

Theodor.

Alſo — „folgendes Geſpräch unter uns. — Werner: „da hinaus geht der Weg nach Caſſel. Holm: zur Couſine."

Ferdinand.

Warte ein wenig. Wir wollen beide leſen: (Er lieſt.) „Sie erwartet Dich vielleicht mit Ungeduld. Ihr Mann iſt lange genug todt, daß ſie mit Anſtand an eine zweite Heirath denken kann. — Daß Du ihr gefallen wirſt, daran iſt kein Zweifel."

Theodor.

„Aber ſie auch mir?"

Ferdinand.

„Bedenke das Teſtament."

Theodor.

„Ich werde nie aus Eigennutz heirathen. Lieber wollt ich den drückendſten Mangel erdulden."

Ferdinand.

„Aber wenn Du dich in ſie verliebſt?"

Theodor.

„Wer ſteht mir dafür, daß meine Liebe glücklich ſeyn würde? Und wenn auch! — Der Gedanke würde mich ewig quälen, daß ſie mich vielleicht nicht um meiner ſelbſt willen gewählt hätte, denn auch ſie wird durch die Verbindung mit mir eine reiche Frau."

Ferdinand.

„Ich reiſe mit Dir, beobachte ſie genau, und theile Dir alle meine Bemerkungen redlich mit."

Theodor.

„Am beſten, wir erſcheinen unter falſchen Namen."

Ferdinand.

„Dann muß uns erſt der Zufall ihre Bekanntſchaft verſchaffen und der Umgang bleibt immer genirt."

Theodor.

„Nun ſo nennen wir uns beide Holm, und führen uns als ihre Couſins bei ihr ein."

Ferdinand.

„Aber ſie weiß vermuthlich, daß ſie nur einen Couſin hat."

Theodor.

„Anfänglich erſcheine ich allein. Gefallen wir einander, dann trittſt Du auf, mit allen Beweiſen verſehen, daß Du der wahre Couſin biſt. Verzeiht ſie dem entlarvten Betrüger, und ſchlägt ſie ſeinetwegen die reiche Erbſchaft aus, dann bin ich überzeugt.“

Ferdinand.

„Das glaube ich, — aber das iſt doch auch ſehr viel verlangt.“

Theodor.

„Mag ſeyn, — doch nur auf dieſe Weiſe kann aus mir und der Couſine ein Paar werden.“

Ferdinand.

„Aber wenn ſie ſich nun in mich verliebt?“

Theodor.

„So nimm ſie hin.“

Ferdinand.

„Und wenn ich ſie nicht mag?“

Theodor.

„So haben wir uns wenigſtens amüſirt.“

Ferdinand.

„Topp, ich bin dabei.“

Theodor.

„Auf der Reiſe geben wir uns für Brüder aus.“

Ferdinand.

„Nennen uns bei unſern Vornamen“ —

Theodor.

„Der Meinige klingt häßlich.“

Ferdinand.

„Du wählſt einen andern.“

Theodor.

So weit das Geſpräch.

Ferdinand.

Mußt Du nicht geſtehen, daß ich es ſo ziemlich treu aufgezeichnet habe? — Nun weiter.

Theodor.

(Leſend.) „Gute Vorſätze müſſen raſch ausgeführt werden. Den andern Morgen um dreiviertel auf ſechs verließen wir die ehemalige Beherrſcherin der Welt, wo Cäſar's hoher Geiſt wirkte, wo Cicero's Beredtſamkeit die Gemüther ergriff, wo Cato ſein ganzes Leben ſtrenger Weisheit widmete.“

Ferdinand.

Und wir ſo manche Thorheit begingen.

Theodor.

„Wo Lucretia, das ihrige der Keuſchheit opferte.“

Ferdinand.

Welches nicht mehr Mode iſt.

Theodor.

„Wo Lucullus ungeheure Summen an Ein Gaſtmahl wandte“ —

Ferdinand.

Und wir uns oft mit magrer Koſt begnügten.

Theodor.

„Unſere Meubeln hinterließen wir unſern Gläubigern zum Andenken, ſahen uns noch einmal wehmüthig um — nach Apollon, der weggebracht iſt, und nach dem Capitol, das man dort gelaſſen hat, — und wanderten zum Thore hinaus.“

Ferdinand.

Zu Fuße. Es lebe die Sparſamkeit.

Theodor.

Bei leeren Taſchen.

Ferdinand.

Dieſe Art zu reiſen, hat ihre großen Vorzüge.

Theodor.

Man braucht nirgends auf Pferde zu warten.

Ferdinand.

Mit keinem Poſtillion zu zanken.

Theodor.

Es zerbricht einem nichts am Wagen.

Ferdinand.

Man hat guten Appetit.

Theodor.

Und guten Schlaf.

Ferdinand.

Voraus geht die Hoffnung.

Theodor.

Zur Seite die Heiterkeit.

Ferdinand.

Alle Künſtler ſollten ſo reiſen.

Theodor.

(Leſend.) „In Mailand verweilen wir lange.“

Ferdinand.

Weil die Geldnoth auf's Höchſte ſteigt.

Theodor.

„Die Talente werden in Requiſition geſetzt.“

Ferdinand.

Aber ſchlecht bezahlt.

(Ein Tiſch mit Chocolade und Bisquit wird durch die verborgene Thür leiſe hereingeſchoben. Man erblickt hinter derſelben Emilie und Louiſe.)

Theodor.

(Leſend.) „In der Schweiz" —

Ferdinand.

Iſt uns zu wenig begegnet. Wir werden einige Begebenheiten erfinden müſſen

Theodor.

(Leſend.) „Einzug in Straßburg, durch die kaum vollendete Ehrenpforte."

Ferdinand.

Ha, ha, ha, das gibt Stoff zu witzigen Einfällen!

Theodor.

(Leſend.) „Den 1ſten Auguſt paſſirten wir den Rhein!"

Ferdinand.

Willkommen deutſcher Boden! Weißt Du, Theodor, hier haben wir Gelegenheit, einige rührende Betrachtungen einzuſchalten.

Theodor.

Ja wohl!

Ferdinand.

(Er ſieht ſich um und erblickt den Tiſch mit der Chocolade, er ſpringt auf.) Ha!

Theodor.

Was giebts?

Ferdinand.

(Zeigt mit der Hand nach dem Tiſch.)

Theodor.

Meine Prophezeihung!

(Sie gehen um den Tiſch herum, unterſuchen den Fußboden, blicken nach der Decke, verſuchen an der Thür, ob ſie noch verſchloſſen iſt ꝛc., endlich bleiben ſie einander gegenüber ſtehen und ſehen ſich an.)

Ferdinand.

Biſt Du nun überzeugt, daß hier eine Fee reſidirt?

Theodor.

Vollkommen, — und zwar eine wohlthätige. — Laß uns zulangen. (Er ſteckt das Tagebuch zu ſich.)

Ferdinand.

Das wollen wir. Auf die Geſundheit der Unſichtbaren.

(Sie holen ſich Stühle, und ſetzen ſich an den Tiſch.)

Theodor.

Chocolade und Bisquit, gerade ſo, wie Du es beſtellteſt.

(Sie trinken.)

Ferdinand.

(Leiſe.) Wir werden behorcht.

Theodor.

(Mit lauter Stimme.) Wüßten wir doch wenigſtens den Namen der holden Unſichtbaren.

Louiſe.

(Hinter der Thür.) Angelika.

Ferdinand.

Hörſt Du, welch ein liebliche Stimme — ſie ſchien von oben herabzukommen.

Theodor.

Und welch ein lieblicher Name!

Ferdinand.

O himmliſche Angelika, erſcheinen Sie uns.

Theodor.

Laſſen Sie uns Ihre Grazien-Geſtalt erblicken!

Ferdinand.

Damit wir Ihnen zu Füßen fallen!

Theodor.

Um uns auf ewig zu Ihren Sclaven zu machen!

Ferdinand.

Keine Antwort!

(Die Mittelthür geht auf.)

Theodor.

Die Thür iſt aufgegangen.

Ferdinand.

Das iſt das Zeichen zur Audienz. Laß uns gehen!

Theodor.

Komm!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Emilie, Louiſe, bald darauf Adler.

(Sie treten durch die verborgene Thür herein.)

Emilie.

Auf die Audienz können Sie noch ein wenig warten, meine Herren.

Louiſe.

Erſt müſſen Sie ſich verrathen haben.

Emilie.

(Nachdem ſie zum Tiſch gegangen) Ich glaubte, ſie hätten ihr unſterbliches Tagebuch hier gelaſſen.

Louiſe.

Und ſie haben's mitgenommen. — Wie vorſichtig!

Emilie.

Schade, daß wir ſo wenig davon verſtehen konnten.

Louiſe.

Ja wohl. — Ich gab mir alle Mühe, aber die Herren leſen ſo undeutlich, und — als geſchähe es uns zum Trotz — hatten ſie uns den Rücken zugewandt.

Adler. (Kömmt.)

Sie ſind in den Park gegangen; vermuthlich hoffen ſie, die Fee dort zu finden, nachdem ſie ſie im Schloſſe vergeblich geſucht haben.

Louiſe.

Geben Sie doch genau Acht auf ſie, und ſorgen Sie dafür, daß wir nicht überraſcht werden.

Adler.

Verlaſſen Sie ſich auf mich. (Er trägt den Tiſch mit der Chocolade durch die verborgene Thüre weg.)

Louiſe.

Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich eine kleine Unterſuchung in den Schlafzimmern anſtelle.

Emilie.

Wenn ſich dort etwas fände —

Louiſe.

Das zur Entdeckung führte. — Vielleicht. (Sie geht in Ferdinand's Zimmer, und kommt gleich wieder.)

Emilie.

Was doch die Urſache dieſes ſonderbaren Incognito ſeyn mag?

Louiſe.

Da iſt nichts, als ein verſchloſſener Mantelſack, ein alter Hut, ein paar Piſtolen und der Wanderſtab. — Vielleicht glückt's dort beſſer. (Sie geht in Theodor's Zimmer und kommt ebenfalls gleich wieder.)

Emilie.

Dafür ſtehe ich Ihnen, Herr Couſin, daß Sie hier nicht unerkannt wegkommen ſollen.

Louiſe.

Ungefähr die nämlichen Effecten, — und gar nichts, woraus man errathen könnte —

Emilie.

Wir müſſen uns ſchon ein wenig gedulden.

Louiſe.

Das iſt recht verdrießlich. — Ja, wenn man nicht wüßte, was der junge Herr für Abſichten hat. —

Emilie.

Du kennſt ſie? Ei, laß doch hören, was hat er denn für Abſichten?

Louiſe.

Natürlich keine andere, als um die Hand ſeiner liebenswürdigen Couſine zu werben.

Emilie.

Weil er dadurch zum Beſitz ſeines Vermögens gelangen könnte.

Louiſe.

Und da er ein ſo guter, edler Menſch iſt, — da uns Heldenthaten von ihm bekannt geworden, die der alten Ritterzeiten würdig ſind —

Emilie.

So dürften wir nicht abgeneigt ſeyn —

Louiſe.

Wenn man nur wüßte, welcher von beiden —

Emilie.

Und was den größern Eindruck auf ihn macht, die Couſine, oder — das Vermögen.

Louiſe.

Sie können zweifeln? — Stellen Sie ihn auf die Probe.

Emilie.

Dazu habe ich ihn eben hierher bringen laſſen.

Louiſe.

Ich wette, er beſteht ſie.

Emilie.

Für welchen wetteſt Du?

Louiſe.

Für beide, für alle Männer auf der Welt. Wer wird bei ihrem Anblick noch Sie für Geld behalten?

Emilie.

Er ſoll mich kennen lernen, ohne zu wiſſen, daß ich ſeine Couſine bin.

Louiſe.

Vortrefflich! — Wäre er doch allein gekommen.

Emilie.

Dann hätten wir ein großes Vergnügen weniger.

Louiſe.

Das wäre?

Emilie.

Zu ſehen, wie vergeblich die Mühe iſt, wenn Männer uns täuſchen wollen.

Louiſe.

Recht, gnädige Frau, das wird uns Spaß machen.

Emilie.

Mir fällt eben etwas ein. — Du weißt, daß Herr v. Waller einmal die Idee hatte, einen Bedienten als Huſaren kleiden zu wollen.

Louiſe.

O ja. Die Uniform wurde gemacht, aber der junge Menſch, der ſie tragen ſollte, lief uns aus dem Dienſt, ehe ſie fertig war.

Emilie.

Sollte ſie mir wohl paſſen?

Louiſe.

Ich glaube wohl.

Emilie.

Nun, ſo werden wir den Couſin bald kennen.

Louiſe.

Ich errathe — wenn's nach meinem Wunſche ginge, ſo wäre es — (zögernd, indem ſie Emilie betrachtet.)

Emilie.

Welcher?

Louiſe.

Ferdinand.

Emilie.

Warum?

Louiſe.

Eine hübſche Figur —

Emilie.

Die hat der andere auch.

Louiſe.

Ein luſtiger Humor —

Emilie.

Scheint auch dem andern nicht zu fehlen.

Louiſe.

Ein gewiſſes Selbſtvertrauen —

Emilie.

Theodor ſcheint beſcheidener zu ſeyn.

Louiſe.

Ach Gott, die allzu beſcheidenen Liebhaber —

Emilie.

Sind —

Louiſe.

Mitunter ſehr langweilig.

Adler.

(Steckt den Kopf durch die verborgne Thür herein.)
Sie kommen.

Emilie.

So laß uns eilen, Louiſe.

(Beide ab, durch die verborgene Thür.)

Vierte Scene.

Theodor. Ferdinand, (mit einem Stück Papier in der Hand.)

Theodor.

Es ſcheint, die Fee hat uns zum Beſten.

Ferdinand.

Aufrichtig zu geſtehn, — es kommt mir ſelbſt ſo vor.

Theodor.

Sie hat gemerkt, daß Du ein wenig eitel biſt, dafür beſtraft ſie Dich.

Ferdinand.

Und Du, Blümchen Wunderhold, warum mußt Du die Strafe theilen?

Theodor.

Das kömmt von böſer Geſellſchaft.

Ferdinand.

Weißt Du was? So viel iſt gewiß, daß es hier im Schloſſe wenigſtens zwei Frauenzimmer giebt. (Das Papier zeigend, das er in der Hand hält.) — Dieſes Papier, das wir auf der Raſenbank fanden — A Mademoiselle Louise — Schade daß das Uebrige abgeriſſen iſt.

Theodor.

Ja wohl!

Ferdinand.

Endlich werden ſie doch ſichtbar werden.

Theodor.

Dann machen wir ihnen die Cour.

Ferdinand.

Richtige Abrede giebt keinen Streit. Angelika cedire ich Dir.

Theodor.

Wie großmüthig!

Ferdinand.

Sie hat mich geärgert.

Theodor.

Und Louiſe?

Ferdinand.

Die behalte ich für mich.

Theodor.

Gut.

Ferdinand.

Und keiner geht dem andern in's Gehege.

Theodor.

Topp!

Ferdinand.

(Leiſe.) Es wäre doch drollig, wenn ſie unſern Vortrag ſelbſt angehört hätten.

Theodor.

(Eben ſo.) Wohl möglich.

Ferdinand.

Nun deſto beſſer, ſo wiſſen ſie, woran ſie ſind. Aber verdrießlich wäre es, wenn ſie uns noch lange nach ihrem Anblick ſchmachten ließen.

Theodor.

Sie wollen unſere Erwartung recht ſpannen.

Ferdinand.

Deſto ſchwerer möchte ſie zu befriedigen ſeyn.

Theodor.

Vielleicht wollen ſie ſie gar nicht befriedigen.

Ferdinand.

Das fürchte ich nicht. Ich kenne die Weiber. — Aber höre — es ſteigt ein Verdacht in mir auf.

Theodor.

Welcher?

Ferdinand.

Daß unſere Unſichtbaren ein paar garſtige Schätzchen ſind.

Theodor.

Weil ſie ſich nicht ſehen laſſen.

Ferdinand.

Freilich. Glaubst Du, daß ein Frauenzimmer, wenn es nur halbwege hübsch ist, der Neugierde widerstehen kann, zu bemerken, welchen Eindruck es macht?

Theodor.

In der Regel verbergen sie uns so wenig Reize, wie möglich.

Ferdinand.

Es herrscht bei ihnen eine gewisse Liberalität in dem Punkt. —

Theodor.

Wenn aber gerade diese, uns zum Trotz, eine Ausnahme machten?

Ferdinand.

Schwerlich. — Wir wollen sie anreden. (Laut.) Meine gnädige Damen, die Ungeduld verzehrt uns.

Theodor.

(Eben so.) Vergebens sehnen wir uns schon so lange nach Ihrem Anblick.

Ferdinand.

Erbarmen Sie sich endlich!

Theodor.

Haben Sie Mitleid!

Ferdinand.

Wenn Sie nicht erſcheinen, ſo müſſen wir glauben —

Theodor.

Daß wir Sie erzürnt haben.

Ferdinand.

Oder daß Sie nicht ſo reizend ſind, als unſere Einbildungskraft Sie uns darſtellt.

Theodor.

(Leiſe.) Stille doch!

Ferdinand.

Haben wir Unrecht, ſo überzeugen Sie uns.

Theodor.

Geben Sie uns wenigſtens die Hoffnung, daß wir Sie ſehen werden.

Ferdinand.

(Nach einer Pauſe.) Alles ſtille.

Theodor.

Sie ſind nicht hier.

Ferdinand.

O ja, hier werden ſie wohl ſeyn, aber meine Vermuthung iſt gegründet. Es ſind ein paar Schönen aus Noah's Kaſten, die ſich mit uns einen Spaß machen.

Theodor.

Das wäre ärgerlich.

Ferdinand.

Wie wär's, wenn wir ihnen einen Strich durch die Rechnung zögen, und davon gingen?

Theodor.

Meinetwegen.

Ferdinand.

Jeder Augenblick, den wir hier verweilen, iſt ja doch der Entwickelung unſers Schickſals geraubt.

Theodor.

Wohl wahr.

Ferdinand.

Alſo — (Mit lauter Stimme.) Meine Damen, da Sie uns keiner Antwort würdigen —

Theodor.

Da wir Sie nicht ſehen ſollen —

Ferdinand.

So verlaſſen wir Sie.

(Sie gehen in ihre Schlafzimmer, und kommen bald darauf reiſefertig mit ihren Mantelſäcken ꝛc. wieder heraus.)

Theodor.

Leben Sie wohl!

Ferdinand.

Lebt wohl, Ihr Felſenherzen!

(Sie gehen auf die Mittelthür zu.)

Adler.

(Hinter dem Gemälde.) Halt!

Ferdinand.

Was war das?

Theodor.

Die Stimme eines Mannes.

Ferdinand.

Es wohnen alſo auch Männer hier.

Theodor.

Der Schall kam aus dieſer Gegend.

(Er zeigt nach dem Gemälde hin.)

Ferdinand.

(Dahin gewandt.) Wer biſt Du, der es wagt, uns anzureden?

Adler.

Ein Geiſt.

Theodor.

(Leiſe.) Richtig, hinter dem Portrait wird geſprochen.

Ferdinand.

Vermuthlich der Geiſt des ehrwürdigen Ritters, den ich hier vor mir ſehe?

Adler.

Ja!

Theodor.

Du warſt wohl ehemals Beſitzer dieſer Burg?

Adler.

Vor fünf hundert Jahren.

Ferdinand.

Und die dort (auf das andere Gemälde deutend) war vermuthlich Deine theure Ehehälfte?

Adler.

Meine Gemahlin.

Ferdinand.

Standen die Männer ſchon zu Deiner Zeit unter dem Pantoffel?

Adler.

Das Reich der Schönheit iſt das älteſte.

Theodor.

Und größte.

Ferdinand.

Die Verfaſſung iſt monarchiſch.

Theodor.

Von keiner Revolution bedroht. — Aber Deine Gemahlin iſt eben nicht reizend.

Adler.

Ihre Schönheit ward bewundert.

Theodor.

Der Geſchmack hat ſich ſeitdem ſehr geändert.

Ferdinand.

Hatte ſie auch ſo närriſche Launen, wie die Schönen unſerer Zeit?

Adler.

Manchmal.

Ferdinand.

Du armer Mann!

Theodor.

Wie heißt Du?

Adler.

(Nach einer Pauſe.) Gundobald.

Ferdinand.

Aber Dein Zuname?

Adler.

Man nannte mich nur den Redlichen.

Theodor.

Iſt das Schloß immer bei der Familie geblieben?

Adler.

Immer.

Ferdinand.

Ein ſeltener Fall.

Theodor.

Kennſt Du die gegenwärtigen Beſitzer?

Adler.

Ja!

Ferdinand.

Wer ſind ſie? wie heißen ſie?

Adler.

Es iſt noch zu früh, Euch das zu ſagen.

Ferdinand.

O, wir wiſſen ſchon —

Theodor.

Angelika!

Ferdinand.

Und Louiſe!

Theodor.

Nicht wahr?

Ferdinand.

Höre, Du Gundobald der Redliche, beantworte uns eine Frage auf Dein Gewiſſen.

Adler.

Laßt hören.

Ferdinand.

Sind ſie hübſch oder häßlich?

Adler.

Hübſch.

Theodor.

Wie alt iſt Angelika?

Adler.

Neunzehn Jahre.

Ferdinand.

Und Louiſe?

Adler.

Eben ſo.

Theodor.

Werden wir ſie zu ſehen kriegen?

Adler.

Vielleicht!

Ferdinand.

Iſt das nicht gewiß?

Adler.

Geduldet Euch bis morgen.

Theodor.

Warum aber nicht heute?

Ferdinand.

Die Sehnſucht wird uns verzehren.

Theodor.

Keine Antwort — Freund Gundobald!

Ferdinand.

Allerredlichſter, wo biſt Du geblieben?

Theodor.

Er iſt fort!

Ferdinand.

Nun, was meinſt Du, entſchließen wir uns, bis morgen zu bleiben?

Theodor.

Ich denke, ja.

(Sie gehen in die Schlafzimmer, legen ihre Sachen ab und kommen gleich wieder.)

Ferdinand.

In dieſem Zauberſchloſſe drängen ſich die Begebenheiten ſo, daß wir einige Bogen unſers Tagebuchs damit füllen werden.

Theodor.

Ja wohl!

Ferdinand.

Wie wär's, wenn wir die Spannung benutzten, in der wir im Grunde ſind?

Theodor.

Und gleich etwas aufſetzten?

Ferdinand.

Der Ausdruck wird dabei gewinnen.

Theodor.

Und die Zeit hingehen. (Er ſetzt ſich zum Tiſch und holt die Papiere heraus.)

Ferdinand.

Ich will ſogleich das Schreibzeug bringen.

Theodor.

Horch — iſt das nicht der Hufſchlag eines Pferdes auf dem Pflaſter?

Ferdinand.

Ich glaube, es ſprengt Jemand in den Hof. (Tritt an's Fenſter.) Richtig — ein Offizier. (Er öffnet das Fenſter, und bückt ſich.)

Theodor.

Warum bückſt Du dich?

Ferdinand.

Ich muß doch ſeinen Gruß erwiedern. (Zum Fenſter hinausſprechend.) Ganz recht, mein Herr, linker Hand die Treppe hinauf. (Macht das Fenſter zu.) Ein hübſcher Junge.

Theodor.

Deſto ſchlimmer.

Ferdinand.

Warum?

Theodor.

Wir hatten uns ſchon ſo freundſchaftlich in unſere Unſichtbaren getheilt.

Ferdinand.

Ich höre ihn kommen.

Emilie.

(Hinter der Scene.) Sackerment, hier auch Niemand?

Ferdinand.

Man erkennt gleich den Huſaren.

Fünfte Scene.

Emilie, als Huſar. Die Vorigen.

Emilie.

(Im Hereintreten.) Das iſt ja, als ob die Peſt in dieſem Schloſſe — Ach, gehorſamer Diener, meine Herren! Vermuthlich die Beſitzer des Schloſſes? Es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich bin der Kornet v. Heldenmart, Verehrer der Wiſſenſchaften, Freund der Künſte, Liebhaber des Vergnügens. Ich diene aus Neigung, und reiſe, um — keine Langeweile zu haben, denn, Sackerment, nichts iſt mir unausſtehlicher.

Theodor.

Wir lieben ſie auch nicht.

Ferdinand.

Aber hier geſellt ſie ſich zu uns.

Emilie.

Ich reite dieſen Morgen, vor Tage, von Frankfurt aus, um den Commandanten in

Gieſen zu beſuchen, der mein alter Kriegska-merad iſt. Sackerment, wir haben viel zu-ſammen erlebt. Ich werde Ihnen davon er-zählen.

Ferdinand.

(Leiſe zu Theodor.) Da ſteh' uns Gott bei.

Emilie.

Kaum bin ich eine Viertelſtunde geritten, ſo geſellt ſich ein Reiter zu mir, der auch nach Gieſen will. Er proponirt mir, einen kür-zern Weg einzuſchlagen. Wir lenken von der Chauſſee ab, und kommen in einen Wald, in welchem wir uns verirren. Endlich erblicke ich dieſes Schloß. Mein Gefährte iſt ver-ſchwunden. Ich eile hierher, und muß Sie bitten, mich und mein Pferd ein wenig aus-ruhn zu laſſen.

Theodor.

Wir ſind gerade auf die nämliche Art hierher gerathen.

Ferdinand.

Außer, daß wir nicht geritten ſind.

Emilie.

Sie ſind alſo nicht die Eigenthümer des Schloſſes?

Theodor.

Nein.

Emilie.

Wem gehört es denn?

Ferdinand.

Einem Paar Feen, die ſich aber nicht ſehen laſſen.

Emilie.

Unſichtbar?

Theodor.

Wie alles, was hier wohnt, bis auf uns beide.

Emilie.

Sonderbar!

Ferdinand.

Bei unſerer Ankunft ſtanden die Thüren offen. Wir kamen in dieſes Zimmer, wo ein Abendeſſen bereitet war. In den Nebenzimmern fanden wir Betten, als ob ſie für uns beſtellt wären. Dieſen Morgen ſtand plötzlich, wie durch Zauberſchlag, ein Frühſtück hier im Zimmer. Menſchen haben wir nicht geſehen.

Emilie.

Sackerment, das klingt ja recht romantiſch.

Theodor.

Ja, Sackerment, das iſt es auch.

Emilie.

Aber Frauenzimmer, ſagen Sie, die ſich nicht zeigen, wenn junge Herren da ſind?

Ferdinand.

Das iſt ja eben das wunderbarſte dabei.

Emilie.

O Sackerment, ich will ſie bald heraus-holen.

Ferdinand.

Wenn Ihnen das gelingt —

Theodor.

So rechnen Sie auf unſern Dank.

Emilie.

Ich werde ſogleich recognosciren.

Theodor.

(Führt ſie zum Gemälde.) Hier ſtelle ich Ihnen den Ritter Gundobald vor, der ſich für den Ahnherrn unſerer Damen ausgiebt.

Emilie.

Er ſelbſt giebt ſich dafür aus?

Ferdinand.

Ja. Er hat ſich zu einer Unterredung mit uns herabgelaſſen.

Emilie.

Was, — das Gemälde hat geſprochen?

Theodor.

Der alte Herr iſt ſo gütig geweſen, uns einige Fragen zu beantworten.

Emilie.

(Für ſich.) Das war dumm.

Theodor.

Vielleicht gelingt es Ihnen, mehr von ihm herauszubringen.

Emilie.

Und Sie erfuhren?

Ferdinand.

Weiter nichts, als daß wir auf den Anblick unſerer Damen bis morgen warten ſollen.

Emilie.

O, ich bringe ſie zuverläſſig noch heute zum Vorſchein.

Theodor.

Aber vergeſſen Sie nicht, daß wir früher hier waren, als Sie.

Ferdinand.

Und daß wir folglich ein älteres Recht haben.

Emilie.

Seyn Sie ruhig. Ich habe noch in meinem Leben keinem Frauenzimmer die Cour gemacht.

Theodor.

Das ſollte man kaum glauben.

Emilie.

Warum nicht?

Theodor.

Wenn man hübſch iſt —

Emilie.

Ja, hübſch hat man mich wohl gefunden. Sackerment, ich habe auch Eroberungen genug gemacht.

Theodor.

Ich zweifle nicht.

Emilie.

Aber mich hat noch niemand erobert.

Theodor.

Das wird auch kommen.

Emilie.

*) Glauben Sie? — wer weiß —

---

*) Aus der Art, wie dieſe beiden Reden (auf dieſer und der folgenden Seite) geſagt werden, muß man bemerken können, daß Emiliens Herz für Theodor'n entſchieden hat.

Ferdinand.

Dem entgehen Sie nicht.

Emilie.

*) Nun, das iſt noch die Frage.

Ferdinand.

(Leiſe zu Theodor.) Ich wollte, er wäre wieder fort.

Theodor.

(Eben ſo.) Warum? Er gefällt mir.

Emilie.

Ich bringe den größten Theil meiner Zeit auf Reiſen zu.

Theodor.

Eine angenehme Lebensart.

Emilie.

Vor vier Wochen war ich noch in Rom.

Theodor.

In Rom?

Emilie.

Ja. — Ich habe mich dort beinahe ein ganzes Jahr aufgehalten. Sackerment, da kann man ſein Leben recht genießen.

Ferdinand.

O ja.

Emilie.

Die Herren waren auch in Rom?

Ferdinand.

Und zwar mit Ihnen zu gleicher Zeit.

Emilie.

Wahrhaftig, — (Betrachtet beide genau) es kömmt mir vor, als ob ich Sie dort gesehen hätte. (Zu Theodor:) Richtig — Sie sind der Herr v. Holm. Nun, das ist mir lieb.

Theodor.

(Stutzt, faßt sich aber gleich wieder.) Hier stelle ich Ihnen meinen Bruder vor.

Emilie.

Ihren Bruder? Verzeihen Sie, in Rom hatten Sie keinen Bruder. Da war nur ein Herr v. Holm.

Theodor.

(Lächelnd.) Und der war ich?

Emilie.

(Fürchtend.) Sie?

Theodor.

Ich zweifle doch, daß Sie mich in Rom gesehen haben.

Ferdinand.

Ich auch.

Emilie.

(Mit Unruhe.) Warum zweifeln Sie?

Theodor.

Weil — weil ich mehrere Monate mit ei-

ner ſchweren Krankheit zu kämpfen hatte, folglich mein Zimmer nicht verließ, erſt kurz vor unſerer Abreiſe hergeſtellt wurde —

Emilie.

Sie wären alſo nicht Herr von Holm? (Sich faſſend.) Ich glaube, Sie wollen mich täuſchen. — Sie erkennen vielleicht auch mich, und wollen ſich meinem Dank entziehen.

Theodor.

Ihrem Dank? — Wer ſind Sie denn?

Emilie.

Erinnern Sie ſich noch des jungen Engländers, dem Sie auf eine ſo gefahrvolle Art das Leben retteten?

Theodor.

Der wären Sie?

Emilie.

God dam, ja.

Ferdinand.

Das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, nicht wahr.

Emilie.

Menagiren Sie Ihre Ausdrücke, mein Herr. Freilich bin ich kein Engländer, aber ich gab mich dafür aus.

Ferdinand.

Das kann wohl seyn, aber Ihnen habe ich das Leben nicht gerettet.

Emilie.

Nein, Sie nicht, (auf Theodor'n deutend) Herr v. Holm.

Theodor.

Weder mein Bruder, noch ich. — Aber, junger Herr, was veranlaßt Sie, eine so dreiste Unwahrheit zu sagen?

Emilie.

Sie sind also überzeugt, daß ich der Engländer nicht bin?

Theodor.

Vollkommen.

Emilie.

Und Sie sind es nicht, dem er sein Leben verdankt?

Theodor.

Nein!

Emilie.

(Die Bestätigung fürchtend.) So sind Sie es?

Ferdinand.

Wir beide — aber noch ein Mal — was veranlaßt Sie —

Emilie.

Was mich veranlaßt? — ich weiß beſtimmt, daß es nur einen Herrn v. Holm giebt, und es liegt mir viel daran, herauszubringen, welcher von Ihnen beiden es iſt.

Theodor.

Geſetzt, Ihre Vermuthung wäre gegründet, ſo würde es Ihnen doch ſchwerlich gelingen.

Emilie.

O, ich ſtehe Ihnen dafür. Wenn Sie mich genau kennten —

Ferdinand.

Es giebt Leute, die man ſchnell kennen lernt. Ich glaube, wir kennen Sie?

Emilie.

Bilden Sie ſich das ja nicht ein.

Theodor.

Wodurch haben wir denn das Glück gehabt, Ihre Neugierde zu reizen?

Emilie.

(Nach einer Pauſe zu Theodor.) Sie wiſſen, daß einſt eine vornehme Dame in Rom Sie zum Werkzeug ihrer Rache auserſehen hatte —

Ferdinand.

Oder mich —

Oder Sie — kurz, den Herrn v. Holm — der ihren Anſchlag verrieth. —

Ferdinand.

Wie ſie's verdient hatte.

Emilie.

Dieſe Dame iſt meine Freundin. Herr v. Holm hat ſie beleidigt; ein heiliger Eid verbindet mich, Ihn in der ganzen Welt aufzuſuchen, und nicht eher zu ruhen, als bis ich ihr Genugthuung verſchafft habe.

Theodor.

Sie Genugthuung an uns?

Emilie.

Sackerment, ja.

Ferdinand.

Hören Sie, junger Menſch, die Sackerments laſſen Sie weg, wenn Sie mit uns ſprechen.

Emilie.

Eine Angewohnheit aus dem Dienſt, die ich Ihretwegen nicht ablegen werde, Sackerment und tauſend Sackerment!

Ferdinand.

Sie werden mich zwingen, Ihnen eine Lection zu geben.

Emilie.

Sie mir? — Pah — ſolche Leute, wie Sie ſind, habe ich oft beſiegt.

Theodor.

Wirklich? — Sie ſehen gar nicht ſo gefährlich aus.

Emilie.

Nehmen Sie ſich in Acht, Sie werden mich vielleicht kennen lernen.

Ferdinand.

Genug der Prahlereien, zur Sache!

Emilie.

Sehr gern. Ich gehe und erwarte den Herrn v. Holm unten an der Hausthür, um mit mir einen Gang in den Park zu machen. Meine Piſtolen ſind geladen. Sollte er keine bei ſich haben, ſo ſteht ihm eine von meinen zu Dienſten.

Ferdinand.

Gehn Sie nur, ich werde Sie nicht lange warten laſſen.

Emilie.

(Für ſich.) Sollte er es ſeyn? — (Laut.) Herr von Holm wird Muth genug haben, keinen andern an ſeine Stelle zu ſchicken.

Theodor.

(Sehr beſtimmt.) O ja!

Emilie.

(Für ſich) Triumph, er iſt es.

Ferdinand.

Ich gehe, meine Piſtolen zu bringen.

(Ab in's Nebenzimmer.)

Emilie.

(Sieht Theodor'n forſchend an, der ruhig ſtehen bleibt. Für ſich) Er macht gar keine Anſtalt. (Laut) Ich bedaure Ihren Freund.

Theodor.

Warum?

Emilie.

Ich bin bis jetzt immer ſo glücklich geweſen, meine Gegner zu überwinden. — Er muß ſterben.

Theodor.

Es wird ſo arg nicht ſeyn.

Emilie.

Nicht ſo arg? Was denken Sie, mein Herr? Wofür ſehen Sie mich an?

Theodor.

Dafür, was Sie ſind.

Emilie.

Warum nicht gar? Ich ſchieße gut, mein Herr; Sackerment! ich ſchieße ſehr gut. (Ab.)

Sechste Scene.

Theodor. Ferdinand (mit Piſtolen.)

Theodor.

Wir gehen zuſammen.

Ferdinand.

Ein rechter Windbeutel, der Kornet.

Theodor.

Glaubſt Du wirklich, daß er ſich ſchießen wird?

Ferdinand.

Er ſieht mir nicht darnach aus.

Theodor.

Mir auch nicht. — Ich habe ihn in dem Verdacht, daß er mit den Unſichtbaren in Verbindung ſteht.

Ferdinand.

Wohl möglich. (Er ſieht zum Fenſter hinaus.) Das Pferd iſt nicht mehr da.

Theodor.

Das hat wohl ſelbſt den Stall gefunden.

Ferdinand.

Man kennt uns hier ziemlich genau.

Theodor.

Aber man weiß doch nicht, welcher von uns der rechte iſt.

Ferdinand.

Indeſſen iſt viel Unerklärbares dabei.

Theodor.

Vielleicht bringen wir den Kornet zum Beichten.

(Beide ab.)

Siebente Scene.

Adler (mit einem Päckchen in der Hand, aus der verborgenen Thür.)

Mißlungen, meine gnädige Frau, mißlungen — wie ich's voraus geſehen habe. Solche junge Herren gehen zum Duell wie zum Tanz, und geben ihr Blut, ſo wie ihr Geld, willig für einander hin; das gehört in dieſem Alter alles zur communio bonorum der Freundſchaft. Nur die hübſchen Weiber und Mädchen machen eine Ausnahme, die behält jeder gern für ſich. Eine Freundſchaft, die allen Gefahren trotzt, dem Tode ſelbſt muthig entgegen geht, ſcheitert oft an einem Paar Roſenwangen, einem ſchelmiſchen Blick, einem Stumpfnäschen und dergl. — Darauf iſt denn auch mein Plan gegründet. — Ja, wenn ich nicht wäre, in Jahr und Tag würde

man nicht dahinter kommen. — (Er legt das Päckchen auf den Tisch.) So — hier mögen die Herren es finden.

(Ab durch die verborgene Thür.)

Achte Scene.

Ferdinand. Theodor.

Ferdinand.

Ha, ha, ha, ein drolliger Patron, der Herr Kornet.

Theodor.

Ich zweifelte gleich, daß wir ihn finden würden.

Ferdinand.

Wo er doch mag geblieben seyn?

Theodor.

Vermuthlich ist er bei den Unsichtbaren.

Ferdinand.

Und lacht uns noch obendrein aus. Das ist doch ärgerlich. —

Theodor.

Seine ganze Absicht war offenbar, den wahren Holm zu entdecken.

Ferdinand.

Wer ſich hier doch für ihn intereſſiren mag?

Theodor.

(Leiſer.) Vielleicht gar die Couſine.

Ferdinand.

(Eben ſo.) Das iſt mir auch ſchon einge-fallen.

Theodor.

Wie, wenn Angelika —

Ferdinand.

Oder Louiſe —

Theodor.

Die Couſine ſelbſt wäre?

Ferdinand.

Warum nicht? — Sie will uns zuvor-kommen.

Theodor.

Aber woher ſollte ſie wiſſen —

Ferdinand.

Daß wir auf dem Wege zu ihr ſind? durch Zufall. Was thut der nicht alles in der Welt?

Theodor.

Und der Menſch, der uns hierher führte —

Ferdinand.

War von ihr abgeſchickt.

Theodor.

Aber welche Abſicht? —

Ferdinand.

Vielleicht gar keine, das arrivirt den Weibern wohl.

Theodor.

Ich zweifle doch.

Ferdinand.

Und mir ſcheint's ausgemacht. Wenn ſie ſich nur ſehen ließe. (Er erblickt das Päckchen auf dem Tiſch, und von hier an wird laut geſprochen.) Was iſt das? „An den Herrn von Holm.“ (Er erbricht es.) Ein Portrait. — Recht hübſch! — (Er reicht es Theodor'n.)

Theodor.

Welch ein liebliches Geſicht!

Ferdinand.

(Unterſucht das Papier, worin es gewickelt war.) Die Dame hätte auch wohl einige Worte ſchreiben können.

Theodor.

O ſieh, ich bitte Dich, wie in dieſer Miene, in dieſem Blick ſich der ſchönſte weibliche Charakter ausſpricht.

Ferdinand.

Du biſt ja ganz entzückt.

Theodor.

Ja wahrhaftig. Noch nie hat ein Geſicht mich ſo ergriffen.

Ferdinand.

Der leibhafte Prinz Tamino! Gieb mir's doch wieder.

Theodor.

Dir? — Ich glaube wenigſtens eben ſo viel Recht darauf zu haben, als Du.

Ferdinand.

Eben ſo viel, das gebe ich zu, wohlverſtanden, ſo lange wir nicht wiſſen, welchem von uns die Dame es beſtimmt hat. Die Adreſſe lautet an uns beide.

Theodor.

Du wirſt Dich ſchon entſchließen müſſen, es mir zu laſſen.

Ferdinand.

Ich will mir Gewalt anthun. Es mag bei unſerer Abrede bleiben. Iſt es Angelika, ſo behalte es; iſt es aber Louiſe, ſo gehört es mir.

Theodor.

Wer ſie auch ſei, ich kann Dir nicht helfen, ich behalte ſie auf alle Fälle.

Ferdinand.

Aber bedenke doch unſern Vertrag. — Und wenn ſie ſich nun in mich verliebt hat? —

Theodor.

O, die verliebt ſich nicht ſo leicht.

Ferdinand.

Das iſt auch nicht nöthig. Sie wäre eben nicht die erſte.

Theodor.

Wer darf hoffen, dieſer zu gefallen?

Ferdinand.

Offenbar einer von uns, da ſie uns ihr Portrait ſchickt.

Theodor.

(Ihm das Portrait vorhaltend.) Sieh doch her, betrachte einmal dieſe Züge — und wenn Du noch zehn Mal eitler wärſt —

Ferdinand.

Was ſeh' ich! — findeſt Du keine Aehnlichkeit?

Theodor.

Aehnlichkeit? — Ja. — Und weißt Du von wem?

Ferdinand.

Nun?

Theodor.

— Von dem Bilde, welches meine Phantaſie ſtets dem Weibe lieh, das mich auf ewig feſſeln könnte. Ja wahrhaftig, es iſt das Ideal, das ich bisher vergebens in der Wirklichkeit ſuchte, es iſt —

Ferdinand.

Der kleine Sackerment, der ſich mit uns ſchießen wollte.

Theodor.

Was fällt Dir ein?

Ferdinand.

Oder ſeine leibhaftige Zwillingsſchweſter.

Theodor.

In der That, jetzt finde ich es auch. Er gefiel mir gleich.

Ferdinand.

Es war ein Frauenzimmer. Ich laſſe mich darauf hängen. — Wer doch ein Oedip wäre, um alle dieſe Räthſel zu löſen. Reiße Dich ein wenig los von der Geliebten, und ſtrenge Deinen Verſtand auch einmal an.

Theodor.

Was giebt's?

Ferdinand.

Wie kamen wir hieher?

Theodor.

Wir verirrten uns.

Ferdinand.

Wir mußten uns verirren, das war angeſtiftet — und zwar von der Couſine. — Sie iſt hier. Ja, ſo iſt es.

Theodor.

Höre, wenn das ihr Portrait wäre?

Ferdinand.

Es iſt ihr Portrait.

Theodor.

Und wenn es nicht geſchmeichelt iſt —

Ferdinand.

So — —

Theodor.

So — verliebe ich mich in ſie. Ja wahrhaftig. Dann bin ich entſchloſſen. Sieh nur, welche Seligkeit dieſer Blick verſpricht. Dieſes Auge kann nicht lügen.

Ferdinand.

Ach Gott, Weiber-Augen ſind keine Kantianer. Ohne Prüfung ihnen auf's Wort zu glauben —

Theodor.

Nun, ich will ja auch prüfen.

Ferdinand.

Wir haben es mit einer gewandten Gegnerin zu thun. Sie weiß mehr von dem Couſin, als wir glaubten; und ſie würde ihn vielleicht mit ihrer Hand beglücken, wenn ſie nur erſt wüßte, ob es derjenige von uns beiden iſt, der ihr am beſten gefällt.

Theodor.

Und der biſt Du vermuthlich.

Ferdinand.

Ich habe Glück bei den Damen.

Theodor.

Mehr noch bei Dir ſelbſt.

Ferdinand.

Das ſpricht der Neid aus Dir.

Theodor.

Du ſcheinſt Deiner Sache ſchon ganz gewiß.

Ferdinand.

Ich wollte, wir könnten uns gleich überzeugen.

Theodor.

Du wirſt Dich doch etwas gedulden müſſen.

Ferdinand.

Doch nur bis morgen, wenn Freund Gundobald Wort hält.

Theodor.

Die Zeit wird Dir sehr lang werden.

Ferdinand.

Dir nicht?

Theodor.

Mir auch, aus Freundschaft für Dich.

Ferdinand.

Allzugütig. Was fangen wir denn vor Langeweile an? — Vielleicht läßt der Geist sich wieder zu einer Unterhaltung herab. (Gegen das Bild.) Ritter Gundobald, vernehmt Ihr meine Stimme? — — Keine Antwort — (Gegen das andere Bild.) Gestrenge Frau, hört Ihr mich? — Auch stumm. Nun, so machen wir einen Spaziergang in den Park, nicht wahr?

Theodor.

Meinetwegen. (Beide ab.)

Neunte Scene.

Adler steckt den Kopf durch die verborgene Thür, kömmt dann herein, horcht nach der Mittelthür, sieht zum Fenster hinaus, öffnet dann die verborgene Thür und Emilie und Louise treten in Reisekleidern herein.

Adler.

Wie gesagt, meine gnädige Frau, ich habe

mir etwas zu Schulden kommen laſſen, wovon ich mir zwar den beſten Erfolg verſprechen konnte.

Louiſe.

Der aber doch nicht ganz recht war.

Emilie.

Ich bin das nicht von Ihnen gewohnt.

Adler.

Mein Dienſteifer, gnädige Frau. Ich glaubte, der Herr Couſin würden ſich gewiß verrathen, wenn — Ich ſchäme mich faſt, es zu geſtehn.

Louiſe.

Nur heraus damit.

Adler.

Wenn Dieſelben ein verſiegeltes Päckchen mit Dero Adreſſe erhielten. Ich legte alſo ein ſolches auf dieſen Tiſch.

Emilie.

(Raſch.) Und welcher erbrach es?

Adler.

Der Herr Ferdinand.

Emilie.

(Für ſich.) Meine Ahndung!

Louiſe.

(Zugleich.) O weh! (Zu Adler.) Und was befand ſich denn in dem Päckchen?

Adler.

Es befand ſich darin — denn ſehen Sie, ich dachte ſo: wenn es etwas Intereſſantes iſt, ſo wird's doch wohl derjenige behalten, an den die Adreſſe lautet.

Louiſe.

So hätte ich auch gedacht. Aber was war es denn?

Adler.

Es war — Ich muß wirklich ſehr um Verzeihung bitten —

Emilie.

In der That, Sie machen mich recht neugierig.

Adler.

Es war — das Portrait, das im Vorzimmer unter den Silhouetten hing.

Emilie.

Mein Portrait? — und Ferdinand behielt es? —

Adler.

Das nicht. Der Herr Theodor nahmen es zu ſich.

Emilie.

(Raſch.) Theodor! Mein Gott, warum ſagten Sie mir das nicht gleich? Alſo iſt er es doch?

Adler.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, das folgt so eigentlich noch nicht. Sie behaupteten, beide gleiche Rechte daran zu haben.

Louise.

Sonderbar!

Adler.

Nicht wahr? — Mußte man nicht denken, daß dieses Mittel sicher zum Zweck führen würde? — Und wer weiß, wenn ich nur länger hätte horchen können, aber unglücklicher Weise ward ich abgerufen.

Louise.

Ich hätte Ihrer Weisheit einen bessern Erfolg zugetraut.

Adler.

Ich auch, denn — ohne mich zu rühmen —

Emilie.

Daß Sie aber so eigenmächtig über mein Portrait disponirten —

Louise.

Das war doch — ohne Sie zu rühmen —

Adler.

Nicht recht, ich gestehe es.

Emilie.

Und auf diese Weise — Was werden die Herren von mir denken?

Adler.

Den Herrn Theodor hat es, ſo zu ſagen, recht glücklich gemacht. Hätten die gnädige Frau nur geſehen, wie er gleichſam ganz außer ſich vor Entzücken war.

Emilie.

— Es iſt gut gemalt, und er iſt ſelbſt Künſtler.

Adler.

Nein, es ſchien nicht die Kunſt, ſondern vielmehr die Natur zu ſeyn, die er bewunderte.

Louiſe.

Was hilft das alles? wiſſen wir doch nicht, ob er der Herr v. Holm iſt.

Emilie.

Und wenn er es auch nicht wäre, — es bleibt doch immer ſchmeichelhaft, einem liebenswürdigen Manne zu gefallen.

Louiſe.

Ich fürchte, Herr Theodor trägt den Sieg über den Couſin davon.

Emilie.

Ich hoffe noch, er iſt es — und iſt er's nicht — mein Gott, was kann ich denn für das ſonderbare Teſtament? Ich werde mich

doch nicht zum zweiten Male einer Grille aufopfern ſollen?

Louiſe.

Bewahre Gott!

Adler.

(Der unterdeſſen am Fenſter geſtanden hat.) Die Herren kommen ſchon aus dem Park zurück.

Emilie.

Nun ſpiele Deine Rolle gut, Louiſe.

Louiſe.

Ich werde mich bemühen —

Adler.

Sie ſtehen auf dem Hofe und meſſen das Schloß mit ihren Blicken.

Emilie.

Im Nothfall werde ich erklären, daß eine von uns die Couſine iſt, dann mögen ſie rathen.

Louiſe.

Die beſte Rache, die wir nehmen können.

Adler.

Ich glaube wahrhaftig, ſie haben mich geſehen, — ſie kommen in vollem Lauf auf die Hausthür zu.

Louiſe.

Fort dann, Herr Adler.

Adler.

Ich darf doch horchen?

Emilie.

Wenn's Ihnen Vergnügen macht.

Adler.

Und wenn etwa eine Geiſterſtimme nöthig wäre —

Louiſe.

Fort, fort! —

(Adler ab durch die verborgne Thür.)

Zehnte Scene.

Emilie, Louiſe, Ferdinand und Theodor.

Ferdinand.

(Noch hinter der Scene.) Gottlob, daß doch endlich ein menſchliches Weſen — (indem ſie hereintreten und die Damen erblicken.) Ha! — eine neue Zauberei! (Verbeugung.) Wir erblickten die Geſtalt eines Mannes durch's Fenſter —

Louiſe.

Vermuthlich unſern Begleiter.

Ferdinand.

(Leiſe zu Theodor, mit einem Blick auf Emilien.) Das iſt ſie ja.

Theodor.

(Leiſe zu Ferdinand.) Das Portrait iſt nicht geſchmeichelt.

Emilie.

Wahrſcheinlich ſind Sie, meine Herren, die Beſitzer dieſes Schloſſes?

Ferdinand und Theodor.

(Lächelnd.) Wir?

Emilie.

Ein Zufall zwingt uns, Sie um die Erlaubniß zu bitten, hier ein wenig verweilen zu dürfen.

Ferdinand.

(Ernſthaft.) So.

Emilie.

Bis unſer zerbrochener Wagen, der eine halbe Stunde von hier liegen blieb, ausgebeſſert iſt.

Ferdinand.

Sie ſind alſo auf der Reiſe?

Emilie.

Ja.

Louiſe.

Und haben uns verirrt.

Ferdinand.

So. — Das freut mich.

Louiſe.

Das freut Sie?

Ferdinand.

Allerdings — weil wir dadurch das Glück haben, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Thun Sie hier, als ob Sie zu Hauſe wären.

Theodor.

(Zu Ferdinand.) Sie ſind alſo wirklich die Eigenthümer des Schloſſes?

Ferdinand.

Ja.

Emilie.

(Zu Theodor.) Und Sie erlauben uns ein wenig hier zu bleiben?

Theodor.

Mir könnte nichts Erwünſchteres begegnen.

Louiſe.

(Zu Ferdinand.) Beſitzen Sie das Schloß ſchon lange?

Ferdinand.

Nein, gar nicht lange.

Louiſe.

Wie heißt es?

Ferdinand.

Es heißt — ja hören Sie, davon wäre viel zu ſagen. — Mein Bruder und ich, wir

nennen es nicht anders, als das Zauberſchloß.

Emilie.

Spukt es hier etwa?

Theodor.

Eine Zauberin treibt ihren Scherz.

Ferdinand.

Ja, es geht hier wunderbar her. Die Tafeln decken ſich von ſelbſt und verſchwinden wieder, Gemälde reden, alle Wände haben Ohren.

Emilie.

Sie machen mir wirklich bange.

Louiſe.

Wir fürchten uns entſetzlich vor Geiſtern.

Ferdinand.

Furchtbar iſt hier vorzüglich ein kleiner Sackerment von Huſaren — der fordert die Leute auf Piſtolen und trifft gerade das Herz.

Emilie.

Das wäre.

Ferdinand.

Fragen Sie nur meinen Bruder, der hat es erfahren.

Theodor.

Ich werde ihn nie vergeſſen!

Emilie.

Sie kennen ihn alſo?

Ferdinand.

Ob er ihn kennt! — O ja. — Wir haben eine Couſine —

Emilie.

(Schnell einfallend.) Sie glauben doch wohl nicht —

Ferdinand.

Freilich glaubten wir — und nun ſind wir überzeugt.

Emilie.

Wovon?

Ferdinand.

Daß Sie unſere Couſine ſind. — Ja, ja, Sie ſind es.

Emilie.

Ich?

Theodor.

(Das Portrait zeigend.) Das iſt Ihr Portrait.

Emilie.

Möglich, — aber daraus folgt noch nicht, daß ich Ihre Couſine bin. Eine von uns iſt es freilich. Wir machen es auch ſo, wie Sie, meine Herren, wir ſagen nicht, welche es iſt.

Daß gerade mein Portrait durch Zufall in Ihre Hände kam —

Theodor.

Durch Zufall? — Es war an mich adreſſirt.

Emilie.

An Sie adreſſirt? — wirklich an Sie?

Theodor.

An mich.

Emilie.

Alſo ſind Sie es doch. Nun, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich Emilie von Waller bin.

Theodor.

Auch wenn Sie es nicht wären, würde ich ohne Sie nicht mehr leben können! —

Emilie.

Ich fühle mich ſehr glücklich, meinen Couſin, der ſich meine innige Achtung erwarb, noch ehe ich ihn kannte, mit dem Schickſal ausſöhnen zu können.

Ferdinand.

(Wirft ſich vor ihr auf's Knie.) Empfangen Sie meinen lebhafteſten Dank.

Emilie.

Wofür?

Ferdinand.

Für das Glück, daß Sie mir und meinem Freunde bereiten. (Er umarmt Theodor.) Nun, mein lieber Werner, iſt alle Noth vergeſſen. Du bleibſt bei mir. Deine Kunſt geht nicht mehr nach Brod. Du ſollſt der Zeuge Deines Glückes ſeyn. (Er führt ihn bei dieſen Worten auf die Seite und ſpricht leiſe:) Haſt Du denn Deinen Plan ganz vergeſſen? Willſt Du nicht mehr wiſſen, ob man Dich um Deiner ſelbſt willen nimmt? (Umarmt ihn noch einmal.)

Theodor.

(Nach einer Pauſe, laut.) Ich danke Dir.

Ferdinand.

(Leiſe.) Nenne mich Holm.

Theodor.

(Laut.) Mein lieber Holm.

Emilie.

(Sinkt auf einen Stuhl.) Iſt es möglich!

Ferdinand.

(Zu ihr.) Mein Freund Werner muß nun auch der Ihrige werden. Ich verſichere Sie, er verdient es.

Emilie.

Sie ſind alſo der Herr von Holm?

Ferdinand.

Der Glückliche, dem Sie doppelt erſetzen, was ihm die Grille eines harten Vaters vorenthielt.

Emilie.

— So edel das auch von mir wäre. — Bedauern Sie mich, Herr von Holm — ich vermag's nicht. Wahrlich, ich kann nicht —

Ferdinand.

So eben gaben Sie Ihr Wort.

Emilie.

Das that ich nicht. — Eine übereilte Aeußerung —

Ferdinand.

Weil Sie meinen Freund für mich anſahen. Er darf alſo hoffen?

Emilie.

Ich kenne ihn nicht, weiß nichts von ihm.

Ferdinand.

Als daß er Sie liebt. Das iſt ja wohl genug. (Zu Louiſe.) Nicht wahr, meine Gnädige?

Louiſe.

Seit Frau von Waller ſich zu erkennen gegeben hat, iſt es mit meiner Gnade vor-

bei. Ich habe die Ehre, ihr Kammermädchen zu ſeyn.

Ferdinand.

So? (Zu Emilien.) Alſo, meine ſchöne Couſine, mit uns iſt es nichts, und das blos dieſes beſcheidenen Jünglings wegen? Geſtehen Sie es nur. — Sie ſchweigen?

Emilie.

Ich bitte Sie, keine falſche Auslegung —

Theodor.

(Zu ihren Füßen.) Nur entfernte Hoffnung, wenn es mir gelingt, Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihrer nicht ganz unwürdig bin!

Emilie.

(Nach einer kleinen Pauſe.) Hoffnung iſt ja die unzertrennliche Gefährtin des Lebens.

Ferdinand.

Triumph, unſer Plan iſt gelungen! — Nun laſſe Dich noch einmal umarmen, Bruder Holm. Du Glückskind! die liebenswürdigſte Frau, und obendrein die Ueberzeugung, daß ſie Dich liebt.

Emilie.

(Zu Theodor.) So, mein Herr — Sie haben mich alſo hintergangen?

Theodor.

Zum letzten Mal in meinem Leben!

Ferdinand.

Wir wollen's hoffen.

8.

Der Jude im Faſſe.

Ein komiſches Singſpiel in einem Akt,

nach einer Anecdote bearbeitet

von

C. L. Wunder.

Die Muſik iſt vom Herrn Muſikdirector

G. Ab. Schneider.

Perſonen:

Meiſter Martin, ein Tonnenbinder.
Liſe, ſeine Frau.
Wilhelm, ſein Geſell.
Salomon Moſes Levy, ein junger jüdiſcher Kaufmann.
Nathan Feitel, ſein Freund.
Träger.

Die Scene iſt theils die Werkſtatt des Meiſters Martin, theils die Straße vor dem Hauſe deſſelben.

Der Jude im Faſſe.

Erſte Scene.

(Die Werkſtatt des Böttchers.)

(Meiſter Martin und Wilhelm ſind beſchäftigt, ein Faß zuzuſchlagen. Liſe ſitzt, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, auf der andern Seite. Das Zimmer iſt theils mit leeren Fäſſern, theils mit Tonnenreifen, Stäben, Handwerkszeug ꝛc. angefüllt. Unter den Fäſſern zeichnen ſich zwei durch ihre Größe und gleiche Form von den übrigen aus. Sie haben viereckige Spundlöcher, und eins derſelben iſt noch nicht zugeſchlagen. Sie müſſen ſo groß ſeyn, daß ein Menſch ohne viele Unbequemlichkeit darin ſitzen kann.)

Martin und Wilhelm (arbeitend).

Friſch an die Arbeit, nur ohne Verzagen,
Arbeit pflegt Sorgen und Gram zu verjagen,
Freue ſich der, der noch arbeiten kann.
Hurtig die Reifen her, krumm ſie gebogen,
Feſt mit der Zange ſie übergezogen,
Tapatatapatatapatapan.

(Martin legt ſein Werkzeug bei Seite. Wilhelm ſetzt ſich an die Schneidebank und ſchneidet Dauben zu, indem er ſtillen Antheil an der folgenden Scene nimmt.)

Martin.

So! — Für heute mag's genug ſeyn.

Liſe.

Da haben wir's! dacht' ich's doch; ſingen und ſchwatzen vom fleißigen Arbeiten kannſt Du vortrefflich, aber kaum hat es 4 Uhr geſchlagen, ſo geht's fort in die Schenke.

Martin.

Ereifere Dich nicht, mein Herzchen; wir haben ja heute blauen Montag.

Liſe.

Und morgen gelben Dienſtag. Unerſchöpflich biſt Du doch in Entſchuldigungen Deiner Faulheit; für jeden Tag eine andere. Und wo ſoll das am Ende hinaus? Tag für Tag auszugehen, dabei kommt man nicht vorwärts. Arbeite lieber, damit wir doch endlich ſo viel erſparen, um dem Levy ſeine 50 Thaler zu bezahlen, wornach er nun ſchon ein ganzes Jahr alle Tage läuft.

Martin.

Er kann warten.

Liſe.

Frage erſt, ob er will?

Martin.

Er muß. Dieſe 50 Thaler werde ich nun einmal nicht bezahlen, denn es ſind die mehr als jüdiſchen Intereſſen für 4 Wochen Prolongation eines Wechſels über 200 Thaler, die ich ihm ſchon lange bezahlt habe, und die der Schurke noch einmal von mir verlangt, weil ich keine Quittung von ihm darüber habe.

Liſe.

Ich bitte Dich, erwähne nur von den 200 Thalern nichts mehr. Doch nur durch Deine Lüderlichkeit ſind wir ihm die ſchuldig geworden; wenn ich nur daran denke, ſo möcht' ich weinen.

Martin.

Laß gut ſeyn, Liſchen, ich werde Alles wieder einholen. Aber die 50 Thaler bezahle ich dem Juden nimmermehr, und wenn er noch 10 Jahre läuft; darum bin ich offenbar betrogen.

Liſe.

Geſtern war er wieder hier, und wurde ſehr zudringlich. Ich weiß nicht, er bediente

ſich ſolcher wunderlicher Reden. Ich ſollte nur weniger ſpröde gegen ihn ſeyn, ſo würde er ſchon Geduld haben; ich wäre eine große Thörin, Dich noch zu lieben, da Du mich ſo ganz vernachläſſigteſt, und die Bierflaſche mehr liebteſt, als Dein treues Weibchen.

Martin.

Alles hat ſeine Zeit. Ich bin doch auch mitunter ſehr verliebt in Dich. Aber zu Gevatter Willmann muß ich durchaus alle Tage gehn, ſonſt muß ich Strafe bezahlen. Und vollends heute; wir haben heute Seſſion.

Liſe.

Was iſt das nun wieder für eine neue Narrheit? Was für Seſſion?

Martin.

Das ſind Staats-Affairen, davon verſtehſt Du nichts. Aber wieder auf den Mosje Levy zu kommen: plagt den Kerl der Teufel, Dir ſolche Dinge in den Kopf zu ſetzen? — Liſe! — ich rathe Dir Gutes. Mach' mir keine Späschen, oder — Du kennſt mich von der Seite noch nicht. In puncto puncti bin ich verflucht kitzlich. Ich will's dem Juden nicht wünſchen, daß ich ihn noch ein

Mal auf einem fahlen Pferde ertappe, er möchte ſchlecht wegkommen.

Liſe.

Du biſt ein alter Narr! Habe ich Dir je Anlaß zum Mißtrauen gegeben? — Aber nimm ihm die Gelegenheit herzukommen. Bezahl' ihn endlich, damit er keinen Vorwand finden kann; denn kaum wendeſt Du den Rücken, ſo iſt er hier. — Jetzt gehſt Du wieder aus. Wilhelm wird auch nicht zu Hauſe bleiben, dann bin ich ganz allein.

Martin.

Da haſt Du Recht. Aber was ſoll ich denn machen? Ausgehn muß ich, dawider iſt nichts einzuwenden. Wenn ich nur irgend ein Mittel wüßte, den Mauſchel los zu werden? — — —

Wilhelm.

Da wollt' ich dem Meiſter wohl eins vorſchlagen.

Martin.

Nun? — Laß doch hören. —

Wilhelm.

Wir wollen beide zugleich ausgehen, und zwar vor Levy ſeiner Bude vorbei. Er wird dann nicht unterlaſſen, ſogleich herzugehn.

Die Frau Meiſterin muß ſich dann etwas freundlicher gegen ihn ſtellen, ihm auch allenfalls einen Kuß verſprechen, damit er ſicher wird; ihm aber auch ſagen, daß der Meiſter ſehr eiferſüchtig wäre. Wir kommen unter irgend einem Vorwande nach Hauſe, dann muß die Frau Meiſterin ihn wohin verſtecken, wo wir ihn finden, und ihn ſo lange peinigen, bis er die Quittung herausgiebt; oder will er das nicht, ſo prügeln wir ihn windelweich.

Liſe.

Bis auf die Prügel wäre wohl alles recht gut.

Martin.

So? — Mitleidige Seele! — Am Ende iſt er Dir doch wohl nicht ſo gleichgültig, als Du Dich ſtellſt.

Liſe.

Du könnteſt alſo im Ernſt Verdacht gegen mich haben? Das hätt' ich nicht geglaubt. Aber wozu nützen die Prügel? Daß er uns einen Prozeß macht, der vielleicht drei Mal ſo viel koſtet, als der ganze Bettel werth iſt?

Martin.

Nun, das wird ſich finden. Ich bin mit

Deinem Vorſchlag ganz zufrieden, Wilhelm. Wir wollen ihn auch gleich in's Werk richten. (Zu Liſe.) Stell' Dich freundlich gegen ihn, mach' ihm Hoffnung auf einen Kuß, aber gieb ihn nicht, das rathe ich Dir! Komm, Wilhelm, wir wollen Werkzeug mitnehmen, als ob wir auf die Arbeit gingen.

Wilhelm.

Das iſt wieder einmal Waſſer auf meine Mühle. Ich habe ohnehin ſchon lange einen Groll auf den verdammten Juden.

Martin.

(Zieht ſeine Jacke an, ſetzt den Hut auf und nimmt Werkzeug.) Adjes, mein Kind. Mache Deine Sachen geſcheut! Komm, Wilhelm!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Liſe allein.

Mir iſt doch ganz wunderlich bei der Sache. Am Ende läuft's noch ſchlimm ab, und wir haben den größten Verdruß davon. Hätt' ich doch lieber nichts geſagt. Ich wünſchte, er käme heute nicht, denn ich werde doch

meine Rolle ſchlecht ſpielen; Verſtellung iſt gar nicht meine Sache. (Geht an's Fenſter, öffnet und ſieht hinaus) Da gehn ſie eben um die Ecke. Ich bin doch neugierig, ob er kommen wird. Ganz gewiß; — um ſo mehr, da auch Wilhelm nicht zu Hauſe iſt. (Sieht wieder hinaus.) Wahrhaftig, da kommt er ſchon. Was fang' ich nun an? — Ich muß ſchon thun, was mein Mann haben will. — Ich will mich an's Fenſter ſetzen, arbeiten und dazu etwas ſingen.

Aria.

Es verblüht die Roſe meines Lebens!
Es verrinnt die ſchöne Jugendzeit!
Nach dem Freunde ſehn' ich mich vergebens
In der freudenleeren Einſamkeit.

Argus-Augen hüten meine Schritte.
Ehejoch! wie biſt du mir verhaßt!
Mit der Freiheit froh in einer Hütte!
Ohne ſie kein Glück auch im Pallaſt!

(Sie ſteht auf und verneigt ſich zum Fenſter hinaus.)

Levy.

(Von außen am Fenſter.) Guten Tag, liebes Weibchen! Wos ſe doch für a ſcheine Stimme hat. Soll mer Gott helfen, wie a Singerin von de italieniſche Opera.

Liſe.

O, lieber Herr Levy, Sie beſchämen mich.

Levy.

Nä! Gott bewohr, 's is mei Ernſt. — Aber ſe is doch ſchont wieder ſo alleinig? und met de waiße Händchens ſo fleißig, ſo fleißig, als ob ſe für Geld arbet. (Er will ihre Hand ergreifen.)

Liſe.

Pfui doch, Herr Levy! ſchämen Sie ſich! Was ſollen die Nachbarn davon denken, daß Sie hier vor dem Fenſter ſich ſolche Freiheiten erlauben.

Levy.

Soll ich nein kümmen? Wos? der Mann is doch mit dem Geſellen ausgegangen. — Ich kümme zu geihn.

Liſe.

Nein, nein! um's Himmels willen nicht; das wäre noch ſchlimmer!

Levy.

Ich hob er wos zu ſagen. Hob ich doch eppes vor ehr mitgebracht. Eppes vores.

Liſe.

Was wäre denn das?

Levy.

Nu, se werd doch schont sehn. Ich kümme nein. (Entfernt sich vom Fenster.)

Lise.

Nun, der Anfang wäre gemacht. Wie es weiter werden wird, weiß Gott!

Dritte Scene.

Lise. Levy.

Levy.

Do bin ich, mei scheines Weibchen. Soll mer Gott helfen! wos se vor a hübsches Weibchen is; als der Mann doch gor nischt son Weibchen verdient. Dos is en Säufer und Spieler, immer liegt er doch bei Willmann in der Schenke, und laßt se so alleinig.

Lise.

Ja, Sie haben wohl Recht, lieber Herr Levy. Und wenn das sein einziger Fehler wäre, aber er behandelt mich auch übel, und ist so eifersüchtig, daß ich mich gar nicht aus dem Hause rühren darf. Doch, was würde mir das auch helfen, ich habe nicht einmal ein ordentliches Kleid anzuziehn, denn bei

uns geht's aus der Hand in den Mund, an Zurücklegen iſt nicht zu denken.

Levy.

Armes Weibchen! Nu, ſeht ſe wohl, wenn ſe möcht freundlicher met mer ſeyn; ſo möcht' ich ihr geben, alles, wos ſe wollt; ich mächt' auch warten mit mei 50 Tholer ſo lange ſe wollt, aberſt ſe will's doch niſcht beſſer hoben. Da hat ſe ene Liebe gefaßt zu dem alten garſtigen Kerl, gerad' als ob's ein junger ſcheiner Mann wär, und ſe darf doch um a ſolchen gor niſcht weit ſuchen. — (Er zieht ein Paar Ohrringe hervor.) Seh' ſe a mohl, wos is dos? wos is dos? — Dos ſind a Poor ſcheine Ohrringelche. Die hob ich mitgebracht; worüm hob ich ſe mitgebracht? dorüm, als ſe mer ſollt geben a Küß, als ich er wollt geben de Ohrringelches.

Liſe.

Laſſen Sie doch ſehen, lieber Herr Levy. Ei, der Tauſend, die ſind ſchön, da läuft mir der Mund voll Waſſer. — Aber nein; — (Sie giebt ſie zurück.) ich habe bis jetzt noch niemand, als meinen Mann geküßt, und will's auch jetzt nicht thun, nehmen Sie immer wieder.

Levy.

Sei se doch kei Närrin, is der Mann doch nicht zu Hauſ', mer seynd alleinig, kaan Menſch känn uns sehen; geb se mer geſchwind das Küßchen, und nemm se de Ohrringelches.

Liſe.

Ach! ich würde mich ſicher verrathen, wenn mein Mann mir auf's Gewiſſen ginge; ich kann gar nicht lügen, ich werde gleich roth.

Levy.

Soll mer Gott helfen! wos is do roth zu werden? Der Mann werd doch nicht ſehn können, daß se mer hat gegeben a Küß.

Liſe.

Und ich wäre unglücklich, er ſchlüge mich todt, wenn er es erführe.

Levy.

Wer werd's em denn ſogen? Mir baide werdens doch nich thun, und kaan andrer waiß es?

Liſe.

Ja, wer kann Ihnen trauen, Sie wären wohl im Stande, ſich damit zu prahlen.

Levy.

Se ſollt' ſich wos ſchämen, ſo ſchlecht von

mer zu denken. Sollen mer de Finger verkrümmen, wenn ich aanen Menſchen wos ſogen werde.

Liſe.

Wenn ich das gewiß wüßte —

Levy.

Sollen mer mei Füße verlohmen und de Zung. Is ſe nun zufrieden? (Er will ihr die Ohrringe geben und ſie küſſen.)

Liſe.

Halt! halt! das geht nicht ſo geſchwind, erſt muß ich nachſehen, ob wir auch nicht belauſcht werden. Warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich wieder. (Ab.)

Vierte Scene.

Levy allein.

(Vor Freude ganz ausgelaſſen.) Nu is ſe mein, nu is ſe mein! Soll mer Gott helfen, kain Jüd kann glücklicher ſeyn, als ich es jetzt bin.

Aria.

Soll mer Gott helfen, das Weibchen iſt mein!
Ein Weibchen, gedrechſelt wie Elfenbein.

Zähne wie Perlen, Lippen wie Granaten,
Und Augen, die glänzen wie neue Dukaten,
Und ach, ein Küßchen!! —— es kommt mir vor
Wie ein vollwichtiger Ligedor.

Recitativ.

Und könnt' ich fahren mit ſechs Pferden,
Und könnt' ich tragen das goldne Vließ,
Doch würd' ich nimmer ſo glücklich werden,
Als in der Liebe Paradies.

Soll mer Gott helfen, ꝛc.

Fünfte Scene.

Levy. Liſe (hereinſtürzend.)

Liſe.

Ach! um Gottes willen! Herr Levy, mein Mann kommt mit dem Geſellen ſchon wieder nach Hauſe, ſie ſind ſchon ganz nahe. Was fangen wir nun an?

Levy.

(Ganz erſtarrt.) O weih geſchriegen!

Liſe.

Wo nun hin mit Ihnen? Findet er Sie hier, ſo ſchlägt er uns beide todt, und ich möchte doch um Ihretwillen mein junges Leben nicht einbüßen.

Levy.

Soll mer Gott helfen aus dem Schlamas'l. Is doch meine ganze Beſinnung kapores gegangen. Waiß ſe wos, ich will in die Kammer geihn, vielleicht geht er bald wieder aus.

Liſe.

Um's Himmels willen nicht! Wenn er ausgeht, zieht er ſich erſt an, und ſein Rock hängt in der Kammer. — Ach Gott! ich höre ihn ſchon!

Levy.

Main! So ſog ſe nur, wo ich hen ſoll?

Liſe.

Mir fällt was ein. Wir haben heute Montag, da wird nicht mehr gearbeitet, kriechen Sie hier in das Faß, ich lege den Deckel darauf. Aber Sie müſſen ſo ſtill ſeyn, wie im Grabe.

Levy.

Bei mein Geſünd'! ich bin ſchon tod.

Liſe.

Da ſind ſie ſchon an der Hausthür. Ich will geſchwind verriegeln, machen Sie nur, daß Sie hineinkommen. (Sie riegelt die Thür zu, Levy verſucht unterdeſſen in das Faß zu kommen.)

Martin.

(Von außen.) Ich wollte, daß der Teufel den alten Kerl holte! Heute am Montage noch arbeiten zu müſſen, es iſt unerhört!

Liſe.

Ich bitte Sie um's Himmels willen! machen Sie fort.

Martin.

(An der Thür raſſelnd.) Nun, was bedeutet denn das? Warum iſt die Thür verſchloſſen? Liſe! he, Liſe!

Levy.

(Iſt unterdeſſen in's Faß gekrochen.)

Liſe.

(Legt den Deckel auf.) Wer iſt da?

Martin.

Hörſt Du denn nicht, daß ich's bin? Gleich mach' auf, oder Dich ſoll —

Liſe.

(Macht auf.) Ach, biſt Du es, lieber Mann?

Sechste Scene.

Martin. Wilhelm. Vorige.

Martin.

Nun, was iſt das wieder für neue Mode?

Warum iſt die Thür verſchloſſen? Haſt Du etwa einen Liebhaber bei Dir? Da ſoll euch ja beiden der Teufel das Licht halten. (Leiſe.) Iſt's gelungen.

Liſe.

(Leiſe.) Vortrefflich! — In dem Faſſe ſteckt er (ſie zeigt darauf.) (Laut.) Aber, lieber Mann, wie kannſt Du auch gleich ſo etwas denken? Ich verriegelte mich, damit der Levy nicht herein ſollte, er iſt ſchon zweimal wieder an der Thür geweſen.

Martin.

Wenn ich den verdammten Juden einmal feſt kriege, ſo reiß ich ihm ſeinen Bart Haar vor Haar aus.

Levy.

(Für ſich.) O weih geſchrieen!

Martin.

Heut käm' er mir gerade recht! Muß ich da dem alten Derbing in den Wurf kommen, und der will ſeine beiden Fäſſer heut noch haben. Gut nur, daß eins ſchon ganz fertig,

und an dem andern nur noch der Deckel aufzuſchlagen iſt. — Heut', am Montag Abend, noch zu arbeiten! Aber was hilft das viele Reden! — Komm, Wilhelm, wir wollen es ſchnell zuſchlagen.

Wilhelm.

Ich bin ſchon dabei, Meiſter! (Er macht ſich über das Faß her.)

Martin.

(Zieht die Jacke aus, und fängt auch an zu arbeiten.) Hör', Liſchen! ſing uns doch ein Liedchen, wir wollen immer im Chor mit einfallen.

Liſe.

Ja, was denn für eins? Ich weiß ja nicht, welches Du gern hören möchteſt.

Martin.

Je nun, ſinge das, welches auf den alten Bertram, den Faßbinder, gemacht wurde, den ſein junges Weib mit zwei Kinderlein auf einmal beſchenkte.

Liſe.

Ach das; nun meinetwegen, aber ich will

nicht hoffen, daß Du denkst, ich mache es eben so, wie jene. Ich glaube, ich habe Dir wohl Beweise vom Gegentheil gegeben.
(Aufs Faß deutend.)

Martin.

Nu! nu! singe nur.

Liſe.
(Singt.)

Aria.

Bertram, der dümmſte der armen Sünder,
Die eine Krone bekommen vom Weib',
War ein ehrwürd'ger Herr Tonnenbinder,
Schwach von Verſtande, ſehr feiſte von Leib.
Im neun und funfzigſten fiel es ihm ein,
Sich noch ein junges Weibchen zu nehmen,
Schön, voll Verſtand, gar niedlich und fein,
Ach! wozu wirſt du Dich müſſen bequemen.
Armer Herr Bertram! o weh! o weh!
Warum ſchritt'ſt du auch ſo ſpät noch zur Eh'?

Carl, ſein Geſelle, ein munteres Bübchen,
Fröhlichen Muthes, mit heiterem Sinn,
Schlich in der Dämm'rung zum Hinterſtübchen
Oft zu der jungen Frau Meiſterin.
Freundlich empfing ſie ihn, er war's nicht minder,
Fröhlich verkoſ'ten manch Stündchen ſie hier,
Während der ehrſame Herr Tonnenbinder
Fortzog zur Schenke, ſich labend am Bier.
Armer Herr Bertram ꝛc.

Nach kurzer Zeit vermehrten zwei Kinder,
Muntere Knaben, das ehliche Glück;
Und unser Aeltermann Tonnenbinder,
Laut jubelnd pries er das holde Geschick.
Carl indessen, daß muntere Bübchen,
Fröhlichen Muthes, mit heiterem Sinn,
Schlich in der Dämm'rung zum Hinterstübchen,
Gar oft noch zur jungen Frau Meisterin.
Armer Herr Bertram ꝛc.

(Der Refrain wird immer von allen dreien wiederholt, wobei Martin und Wilhelm den Boden fest schlagen. Beim dritten Refrain muß das Faß fertig seyn, welches sie dann zur Thür hinauskollern. Lise geht in die Kammer ab.)

Siebente Scene.

(Straße vor dem Hause des Faßbinders.)

Man sieht Martin und Wilhelm das Faß mit dem Juden herauskollern und in die Höhe stellen; das Spundloch gegen das Parterre gerichtet; sie entfernen sich und lauern von Zeit zu Zeit am Fenster.

Achte Scene.

Levy allein, (im Fasse.)

(Spricht aus dem Spundloche, welches ziemlich groß seyn muß.) Uf! Uf! Soll mer Gott helfen! Hob ich doch gedacht, dos se mer würden alle Rippchen im Leibe zerbrechen, so haben se met mer gekollert. Main! — In was für einen vertrakten Mischmasch bin ich doch gekümmen. Wenn ich nur wüßt! wie ich sollt do aus dem Faßche befreit werden. Mer werd schont ganz ohnmächtig!

Neunte Scene.

Feitel. Levy (im Fasse.)

Feitel.

(Will über's Theater gehn.)

Levy.

(Ihn erblickend.) Feitel! Feitel!

Feitel.

(Sieht sich überall um.) Wos is dos? Wer rüft?

Levy.

Rebb Feitel! Rebb Feitel!

Feitel.

Soll mer Gott! wos is dos?

Levy.

(Steckt die Hand zum Loch heraus.) Feitel Leben! kümm her zu geihn, a doher!

Feitel.

Bei mein Geſund! es iſt doch der Levy! Wo ſteckſt Du denn?

Levy.

(Klopft an's Faß und ſchreit.) Do hier ins Faß. Kümm zu geihn, ich krieg ſonſt noch de Kränk!

Feitel.

Main! wie biſt Du do hineingekümmen?

Levy.

Frag niſcht erſt lang. Kauf das Faßche und ſollt's koſten tauſend Ligedors, kaufs!

Feitel.

Wos thu ich dermit?

Levy.

Ich gebe dir's Geld wieder.

Feitel.

(Beſieht das Faß vorn und hinten.)

Martin.

(Oeffnet das Fenſter.) Was machſt Du da bei dem Faſſe, Mauſchel?

Feitel.

Kümm er doch a bische heraus, lieber Meiſter, ich möcht das Faßche kaufen.

Martin.

Das iſt beſtellt, das kann ich nicht verkaufen.

Feitel.

Wenn ich ihm doch gebe, was er hoben will? Kümm er nur heraus.

Martin.

Wenn es baar Geld iſt, ſo komm ich.

Feitel.

Lauter blanke Tholerchens.

(Martin macht das Fenster zu. Feitel beſieht ſich unterdeſſen das Faß.)

Zehnte Scene.

Martin. Vorige.

Martin.

Ich kann aber beinahe das Faß doch nicht verkaufen, ich komme mit dem alten Derbing in Händel!

Feitel.

Den will ich doch ſchont beſänftigen. Wos will er hoben für das Fäßchen?

Martin.

Dreißig Thaler.

Feitel.

Main! wie kann er doch ſo fordern? ich geb' ihm 15 Tholer.

Martin.

Gott bewahre! nicht unter 30.

Feitel.

Zwanzig will ich em geben.

Martin.

Gute Nacht Mauschel! (Will gehen.)

Feitel.

So wart' er doch! Ich geb em 22.

Martin.

Höre, Mauschel! Um des baaren Geldes willen — für 25 Thaler will ich es lassen, aber unter dem auch keinen Heller. — (Will gehen.)

Feitel.

Nu, es mag seyn. Hier hat er die 25 Radchens. (Er zählt sie ihm aufs Faß.)

Martin.

(Streicht sie ein). Schönen Dank!

Feitel.

Jetzt will ich gleich gehn, und Leute suchen, die dos Fäßche abholen.

Martin.

Schon gut! Gott befohlen. (Ab ins Haus.)

Eilfte Scene.

Vorige ohne Martin.

Feitel.

(Gebt ans Faß.) Levy! haſt Du gehört? ich hob müſſen zo Tholer geben.

Levy.

Schont gut, ſchont gut; mach' nur, doß ich herauskümme.

Feitel.

Nü, ich geth a ſchont. (Ab.)

Zwölfte Scene.

Levy, dann Martin und Wilhelm.

Levy.

O weih! o weih! wie lang ich noch werd müſſen ſitzen. Soll mer Gott helfen, will

ich doch in mai Leb'stoge kain Fraenzimmer mehr ansehn.

Martin und Wilhelm.

(Kommen aus dem Hause.)

Martin.

Wart', du verdammter Jude! Du hast noch nicht genug geschwitzt. Hurtig pack an, Wilhelm! (Sie kollern das Faß mit dem Juden hinein, und bringen ein ähnliches leeres an dessen Stelle, worauf sie sich entfernen.)

Dreizehnte Scene.

Feitel mit zwei Trägern.

Feitel.

So, lieben Leutchen, kollert mer dos Faßche nach Hause. (Die Träger kollern es fort.) Gute Nacht, Meister Martin! (Ab.)

Martin.

(Am Fenster.) Gute Nacht! gute Nacht!

Vierzehnte Scene.

Martin. Wilhelm.

(Sie kollern, ſobald der Jude weg iſt, das Faß mit dem Levy wieder auf die vorige Stelle und gehen ab.)

Funfzehnte Scene.

Levy allein, gleich darauf Liſe.

Levy.

Muß doch der Teufel den alten Kerl reiten, doß er mich immer noch herumſchüttelt, wenn er nur niſcht gemerkt hat.

Liſe.

(Kommt und geht an's Faß.) Um's Himmelswillen, halten Sie ſich ruhig. Mein Mann hat Unrath gemerkt.

Levy.

Liebes Frauchen! Mach ſe doch, doß ich herauskömme, ich kann es ſchont gor niſcht mehr aushalten.

Liſe.

Halten Sie ſich nur ruhig, bis es dunkel wird, dann will ich Sie heraus laſſen, allein jetzt geht es durchaus nicht an. (Ab.)

Sechszehnte Scene.

Feitel. Levy.

Feitel.

(Außer Athem ſich mit beiden Händen den Kopf haltend.) O weih geſchriegen! O weih geſchriegen! Mai ſcheine 25 Tholer! (An's Faß.) Levy! biſt Du noch do?

Levy.

Still! Still! Kauf dies Faßche auch! Kaufs geſwind, um Gotteswillen.

Feitel.

(Klopft an's Fenſter.) Meiſter Martin! Meiſter Martin!

Martin.

(Am Fenſter.) Biſt Du ſchon wieder da, Mauſchel? Was giebts?

Feitel.

Dos Faßche is doch zu klain; ich muß noch aans hoben. Wenn er will 25 Tholer hoben, so kauf ich das Fäßche auch.

Martin.

Meinetwegen. Ich komme. (Machts Fenſter zu.)

Feitel.

Levy! Ich muß em geben 30 Tholer für dos Faßche auch.

Levy.

Gebs em.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Martin.

Martin.

Nun, wo iſt das Geld?

Feitel.

Iſt dos Faßche nicht für 20 Tholer.

Martin.

Fang er muß noch an zu dingen. Unter 25 Thaler iſt es nicht, und damit holla! —

Feitel.

Nu, da hat er ſie. (Er zählt das Geld, Martin ſtreicht es ein. Feitel fängt an das Faß ſelbſt wegzukollern.)

Martin.

Halt Mauſchel, das geht nicht, das Faß iſt ſchwer.

Feitel.

(Kollert es mit großer Mühe weg.) Es muß doch ſchont geihn. — (Abgehend.) Levy! mach dich laicht! mach dich laicht!

Achzehnte Scene.

Martin, dann Liſe und Wilhelm.

Martin.

Hahahaha! Das iſt vortrefflich gelungen. Heda! Liſe! Wilhelm! Heraus! Geſchwind! Seht, wie er mit ihm abfährt.

Liſe (kommt.)

Iſt's gelungen?

Martin.

Ganz nach Wunſch.

Wilhelm.

Nun, ſieht er Meiſter, das hat er mir zu verdanken.

Martin.

Ja, Wilhem, ich danke Dir herzlich für Deinen Rath, und werde es ſchon noch auf eine Art gut machen.

Wilhelm.

O davon iſt gar nicht die Rede. Es freut mich nur, daß es ſo gut gelungen iſt. Es hat mir lange ein Groll gegen den Juden auf dem Herzen gelegen.

Neunzehnte Scene.

Levy. Feitel. Vorige.

Levy.

(Kommt mit wüthenden Gebehrden auf die Bühne.)

Martin.

(Ihn gewahr werdend.) Ach, gut Herr Levy, daß ich Sie sehe. — Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen ja ganz blaß aus?

Levy.

Nischt! — ich hob a nur anen klainen Schreck gehobt.

Martin.

Ich kann Ihnen jetzt die 50 Thaler bezahlen, die ich Ihnen noch schuldig seyn soll. Haben Sie die Quittung bei sich?

Levy.

Ja, aberst damit hat's ja kain solche Eil.

Martin.

So? Warum kamen Sie denn aber alle Tage darnach? He? — Ueberhaupt verbitte ich mir Ihre Besuche in Zukunft. Meine Frau klagt über Ihre Zudringlichkeit. Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht einmal treffe, ich würde übel mit Ihnen abfahren. — Da nehmen Sie Ihr Geld, geben Sie mir meine Quittung und packen Sie sich zu allen Teufel!

Levy.

(Nimmt die 50 Thaler und giebt ihm den Schein.)

Nu bezohlt er mich gor mit meinem aigenen Gelde. Kümm Feitel! Kümm! Ich müß als doch eppes wos Niederschlagendes nemmen. Is mer der Schreck doch in die Beincher gefahren.

(Mit Feitel ab.)

Martin.

(Ihm nachrufend.) Denken Sie an meine Warnung, sonst möcht' ich Ihnen etwas Niederschlagendes geben.

Schluß-Chor.

Wo Eintracht wohnt bei Eheleuten,
Da lebt sich's fein bequem und warm;
Drum wollen wir fröhlich durch's Leben schreiten,
Wohl Hand in Hand, wohl Arm in Arm.
Und treffen auf unserem Wege
Verliebte Schurken wir an;
Bekommen sie tüchtige Schläge,
Vom Weibe sowohl, wie vom Mann!

Inhalt.

1. Theater in Reval . . . . Seite 3
2. Theater in Riga . . . . — 21
3. Biographien . . . . — 33
Konrad Eckhoff . . . . — 35
Johann Friedrich Ferdinand Fleck — 46
4. Miscellen . . . . — 61
Zwei Briefe über den Schauspielerstand . . . . . — 63 65
Ein Comödien-Zettel aus vorigen Zeiten . . . . — 68
5. Prologe und Epilog . . . . — 71
Prolog, am Krönungstage Sr. Majestät des Kaisers Alexanders I. den 15ten September 1810, gesprochen von Herrn Zimmermann . . — 73
Prolog, bei Gelegenheit des ersten Besuchs Sr. Durchl., des Herrn Erbprinzen August von Oldenburg, im Theater zu Reval, gesprochen von Herrn Zimmermann . . — 75
Epilog, unmittelbar nach dem Schlusse des Schauspieles: Poscharsky und Minin, gesprochen am 11ten August 1812 von Hrn. Zimmermann — 76

6. Anecdoten . . . . . Seite 79
7. Zwei Vettern für einen. Luſtſpiel in einem Akt, von Herrn L. J. v. Knorring . . . . . — 85
8. Der Jude im Faſſe. Ein komiſches Singſpiel in einem Akt, nach einer Anecdote bearbeitet von C. L. Wunder. Die Muſik iſt vom Hrn. Muſikdirector G. Ab. Schneider . — 175

Das von mir angekündigte Titelkupfer, das Portrait der verstorbenen Madame Ohmann vorstellend, konnte nach dem vorhandenen Pastellgemälde nicht gestochen werden, daher ich deshalb um Entschuldigung bitte. Im zweiten Jahrgang der theatralischen Miscellen sollen dagegen 2 Kupfer erscheinen, so wie auch die Pränumeranten-Liste, die ich jetzt, da sich das Erscheinen des Werkes ohnehin schon sehr verzögerte, nicht liefern kann.

Reval, den 20. Januar 1815.

C. L. Wunder.

Druckfehler.

Seite 5 Zeile 3 v. u. ſtatt eine lies einige
— 7 — 5 v. ob. ſt. Stolemers l. Stollmers
— 15 — 1 u. 2 v. ob. muß es heißen: deb. als Friß Berg in Weltton und Herzensgüte, als Lorenz Starck, und ꝛc.
— 19 — 8 v. u. ſt. Trule l. Trull
— 119 — 7 v. ob. lies: bei Ihrem Anblick noch Sinn für ꝛc.
— 146 muß obenan ſtehen: Emilie.
— 167 Zeile 7 v. ob. ſt. Theodor l. Louiſe.